ar

12

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1978





Foto: Manfred Uhlenhut

Was ist Sache?

Bekomme ich eine finanzielle Unterstützung, wenn mein Mann eingezogen wird?
Martina Zedrich

Ab wann gilt man als Soldat auf Zeit?
Obermatrose Matthias Funke

Die Frage ließe sich mit einem einfachen „Ja!" beantworten. Aber verständlicherweise möchten Sie Genaueres wissen.
Vorausgeschickt sei, daß unser sozialistischer Staat mit dem Einführen der allgemeinen Wehrpflicht stets auch für eine entsprechende Unterstützung der Familien jener Genossen gesorgt hat, die den Grundwehrdienst leisten und in diesen achtzehn Monaten nur Wehrsold erhalten. Durch staatliche Unterhaltsbeträge wurde ein im Rahmen unserer volkswirtschaftlichen Möglichkeiten liegender Ausgleich für das zeitweilig geringere Familienbudget geschaffen. 1978 ist nun eine neue Unterhaltsverordnung in Kraft getreten. Die Einleitung weist darauf hin, daß sie der „weiteren Verbesserung der Lebensbedingungen von Angehörigen der zum Grundwehrdienst einberufenen Wehrpflichtigen" dient. Damit gliedert sie sich in das breite Netz unserer sozialpolitischen Maßnahmen ein, die den Beschlüssen des IX. Parteitages der SED entsprechen.
Ich entnehme Ihrem Brief, daß zu Ihrer jungen Familie ein sechs Monate altes Kleinkind gehört. Noch haben Sie keinen Krippenplatz und wissen auch nicht genau, wann es damit klappen wird; bis dahin wollen Sie zu Hause bleiben, also die im Arbeitsgesetzbuch enthaltene Möglichkeit der (unbezahlten) Freistellung von der Arbeit in Anspruch nehmen.
Nehmen wir an, Ihr Ehemann wird zum Grundwehrdienst einberufen und an dem eben geschilderten Sachverhalt hat sich nichts geändert. Ausgehend davon bekommen Sie einen monatlichen Unterhaltsbetrag von 300 Mark und weitere 60 Mark für die kleine Sylvia. Beides ist steuerfrei und unterliegt auch nicht der Beitragspflicht zur Sozialversicherung. Darüber hinaus erhalten Sie das Geld für die Wohnungsmiete – allerdings ohne die Heizungs- und Warmwasserkosten, sofern diese darin eingeschlossen sind. Ein Teil der letztgenannten Kosten kann, nach individueller Prüfung, als weitere Beihilfe gewährt werden. Entsprechend § 10 der 1. Durchführungsbestimmung zur Unterhaltsverordnung sowie der Rundfunkordnung brauchen Sie in den achtzehn Monaten auch keine Gebühren für den Radio- und Fernsehempfang zu zahlen; allerdings müssen Sie das bei Ihrem Postamt beantragen. Die Anträge für Unterhaltsbeträge und Beihilfen sind beim Rat der Gemeinde, der Stadt bzw. des Stadtbezirks zu stellen.
„Was aber wird", fragen Sie weiter, „wenn ich einen Krippenplatz habe und wieder arbeiten gehe?"
In diesem Fall bekommen Sie (als Ehefrau mit einem Kind unter sechzehn Jahren) monatlich 250 Mark, dazu weiterhin die 60 Mark für Ihre Tochter. Die 250 Mark werden voll ausgezahlt, wenn Sie selbst nicht mehr als 350 Mark bar auf die Hand verdienen. Liegen Sie darüber, so wird die Hälfte des 350 Mark übersteigenden Nettoeinkommens auf den Unterhaltsbetrag angerechnet. Angenommen, Sie verdienen 450 Mark netto, so werden 50 Mark – also die Hälfte von den 100 Mark, mit denen Sie über den genannten 350 Mark liegen – angerechnet. Folglich würde der monatliche Unterhaltsbetrag 200 Mark ausmachen. Die Zahlung der Mietbeihilfe müßte unter Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse geprüft und entschieden werden.
Sie sehen also, daß Ihnen in jedem Fall die Hilfe und Unterstützung des sozialistischen Staates sicher ist, so daß Sie dem Grundwehrdienst Ihres Mannes auch von dieser Seite her beruhigt und sorgenfrei entgegensehen können. Übrigens wird die „Armee-Rundschau" demnächst in einem gesonderten Beitrag ausführlich über die Unterhaltsverordnung informieren.

*

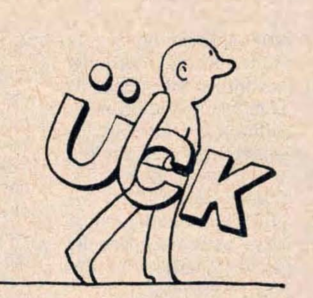
Soldaten auf Zeit.
Sie werden, ausgehend von den spezialisierten Aufgaben, vornehmlich bei den fahrenden Einheiten der Volksmarine und bei den Fallschirmjägern gebraucht. Es ist dies ein Dienstverhältnis, gekennzeichnet durch eine freiwillige Mindestdienstzeit von drei Jahren. Die entsprechende Verpflichtung kann sowohl vor als auch während der Armeezeit abgegeben werden. Da Sie es bereits im Wehrkreiskommando getan haben und auch mit Befehl als Soldat auf Zeit bestätigt sind, gelten Sie von diesem Tag an als solcher; daran ändert die Tatsache nichts, daß Sie zunächst Wehrsold erhalten, nach achtzehn Monaten ein einmaliges Übergangsgeld von 1 500 Mark und erst dann Dienstbezüge.
Folglich haben Sie, und damit komme ich zum Kern Ihrer Frage, schon jetzt die für Soldaten auf Zeit festgelegten Ansprüche auf Urlaub, freie Urlaubsfahrten und die Gewährung von Reisezeit – letzteres natürlich nur, wenn sie hin und zurück mehr als zwölf Stunden beträgt. Ebenso gelten für Sie die SaZ-Landgangsregelungen. Aber das alles können Sie in den Dienstvorschriften nachlesen. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg bei der Erfüllung Ihrer militärischen Pflichten.
Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

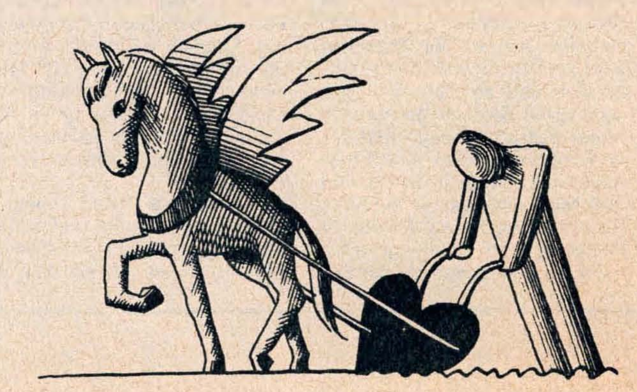
Chefredakteur

Weihnachtsbrot und gute Wünsche

Einen besseren Neujahrswunsch als den, der euch auf Seite zwei entboten wird, weiß ich auch nicht. Wenn sich der erfüllt – was wollen wir dann mehr? In aller Bescheidenheit wünsch ich mir nur noch Riesenberge unvergeßlicher Bücher (zwei, drei würden's auch schon tun!) und ganze Stapel von sogenannten irren Schallplatten.
Wohlan denn, laßt uns betrachten, was noch im alten Jahr an Bemerkenswertem vorliegt, und uns freuen auf Kommendes.

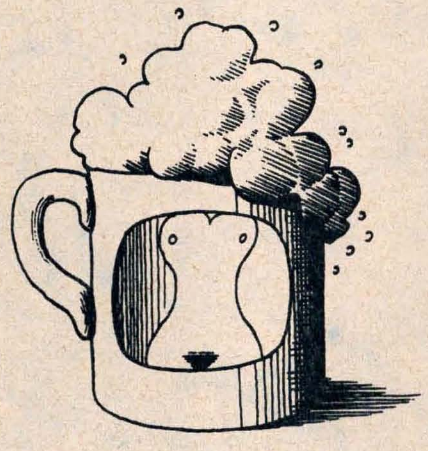


Was in jedem Jahr ganz bestimmt kommt, sind die neuen Kalender. Der Militärverlag der DDR bietet derlei seit Jahren. Ich hab für euch schon mal in den '79er Ausgaben geblättert. Im Fliegerkalender der DDR wird die Serie über die Entwicklung der sowjetischen Luftfahrt fortgesetzt, der Beruf Mechaniker der Elektro-Spezialausrüstung vorgestellt und über die Luft- und Raumfahrtindustrie Frankreichs berichtet. Im Motorkalender der DDR könnt ihr etwas über die Unterwasserfahrt einer Panzereinheit, über die Ausbildung künftiger Kfz-Offiziere und über Erlebnisse und Erfahrungen des Rallye-Teams des VEB Automobilwerke Eisenach lesen. Der Marinekalender der DDR bietet eine Reportage über eine U-Boot-Jagd-Übung vor unserer Küste, die Serie über rätselhafte Schiffskatastrophen wird weitergeführt und die Entwicklung der Welthandelsflotte beleuchtet. Natürlich ist das längst nicht alles. Es ist erstaunlich, was auf den 240 Seiten dieser reich illustrierten Jahrbücher alles zu lesen, zu schauen, sogar zu beschmunzeln ist.
In Erstaunen versetzt hat mich auch das jüngste Buch eines noch jungen Autors, das ich euch unter die Leselampe reiche. „Stadtlandschaft mit Freunden" nannte der Verlag Neues Leben eine kleine Sammlung von Geschichten und Miniaturen, die Joachim Walter geschrieben hat. Walter scheint mir kein übler Psychologe zu sein, und er scheint mir auch sehr genau hinzusehen, bevor er sich äußert. Worüber er schreibt, ist sorgfältig beobachtet, ist abgelauscht, ist tief verstanden. Um Lebensweise geht es ihm, ums Miteinander- und Auseinanderleben, um das Finden von Möglichkeiten, möglichst gut und befriedigend miteinander zu leben. Ganz feine Töne zupft er an in den Geschichten über Männer und ihre Frauen oder umgekehrt. Und kräftige, unüberhörbare Töne hat er drauf, so in der Geschichte vom Maler, der reicher und reicher und immer ärmer wird. In diesen Reflexionen unseres Lebens liest man sich schnell fest; ein gutes Zeichen.
Eine andere Gegenwart, ein ganz anderes Heute – Chile. Was wir wissen über das Chile nach Allende, ist viel und ist doch wenig. Besonders an literarischer Umsetzung der chilenischen Szene mangelt es. Carlos Cerda, ein junger Autor mit schon beachtlichen Erfolgen, widmete sein Buch „Weihnachtsbrot" Genossen Luis Corvalán. Es handelt vom Brot, das Frauen zu Weihnachten backen und verkaufen; es handelt von Solidarität, die warm und lebensspendend ist wie Brot. Viviana Corvalán fährt mit dem Weihnachtsbrot durch Santiago. Und sie begegnet unterschiedlichsten Menschen, Chilenen. Viviana Corvalán und der Autor trafen bei uns in der DDR, in Rostock, zusammen. Aus langen Gesprächen entstand die Idee für dieses Buch, in dem Authentisches und Fiktives zu einem literarischen Dokument verarbeitet sind.
Der Name des nächsten Schriftstellers kommt nur schwer von der Zunge, selbst auf der Schreibmaschine macht er Mühe: Tschadraawalyn Lodoidamba. Wer das mühelos ausspricht, kann ein bißchen Mongolisch. Manchmal dünkt uns unser Planet ja schon zu klein geworden zu sein. Wie riesig groß er aber ist, können wir daran messen, wie wenig wir doch von anderen Völkern und ihrer Geschichte wissen. Eingebettet in die Zeit zwischen dem ersten Weltkrieg und der Zerschlagung des Lama-Aufstandes von 1932 ist die Handlung des Romans „Der durchsichtige Tamir" (Volk und



ich liepe sieh

Welt, Bibliothek des Sieges). Das Schicksal einer Familie, das von für uns so fremdartigen Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten geprägt wird, das schwere Dasein der Nomaden in der Steppe, das Leben in den prachtvollen Tempeln, in den Hurenhäusern und Elendsquartieren der Stadt, die heute Ulan-Bator heißt und eine sozialistische Hauptstadt ist, werden uns in plastischen Bildern vor Augen geführt. Ich fand es äußerst interessant, etwas über die Vergangenheit unseres mongolischen Brudervolkes zu lesen, noch dazu, da es so aktionsreich und fesselnd dargestellt ist wie in diesem umfänglichen Roman.
Bei der Gelegenheit: Volk und Welt bietet eine neue Auflage von Alexander Fadejews berühmtem und immer wieder aktuellem Buch „Die junge Garde" an.
Nun dies: Zwei Männer, Arbeiter, Schweißer, raufen sich zusammen, gehen ein Stück Lebensweg gemeinsam. Der jüngere, ohne Bleibe, ohne Geld, wird von dem wesentlich älteren brüderlich aufgenommen. Beide haben keine Familie, der eine nicht mehr, der andere noch nicht. Ein Mädchen läßt beider Herz erzittern. Die knapp achtzehnjährige Lilija könnte die Enkeltochter des älteren sein, gewiß; sie schenkt sich dem jungen Mann. Der ältere, der gütige, anständige, saubere Kumpel, der goldene Hände hatte und arbeiten konnte wie keiner, kommt bei einem Arbeitsunfall ums Leben. Aus diesem erregend und anrührend geschriebenen Buch des lettischen Autors Visvaldis Lāms („Was vom Leben bleibt", Volk und Welt) zwei Sätze für euch: „Den Wert des Lebens kann man nicht in Rubeln oder in Dollars berechnen. Das Leben muß man leben, und hat man es nicht gelebt – dazukaufen kann man sich nichts." Dieses kraftvoll und ehrlich geschriebene Buch ist eines von jener Art, es in seinen Gedanken und Empfindungen lange mit sich umherzutragen.
Nun ist mir wahrhaftig ein bißchen feierlich zumute. Das kann aber auch von dieser wunderschönen Musik herrühren, die Felix Mendelssohn-Bartholdy uns geschenkt hat. Kleine, feine Kostbarkeiten sind seine „Lieder ohne Worte". Die Pianistin Renate Schorler bietet sie uns perlend, weich und temperamentvoll dar (Edition Eterna 826883). Nicht vorenthalten möchte ich euch die ekuadorianische Gruppe Jatari. Leidenschaftlich, kämpferisch, mit südländischem Feuer singt sie ihre Lieder; sie gehört zu den Spitzenensembles Lateinamerikas. Einen sehr gut zusammengestellten Mitschnitt ihres Auftrittes beim 7. Festival des politischen Liedes in Berlin könnt ihr auf Amiga 845 145 hören. Noch zwei ganz große Namen: Sergej Rachmaninow und Swjatoslaw Richter. Der sowjetische Meister spielt Rachmaninows Klavierkonzert Nr. 1, ein mitreißendes Werk, originell und mit großem Melodiereichtum, dargeboten auf einer Originalaufnahme aus der UdSSR bei Eterna (826987).



Vielleicht war meine Plauderei für den einen oder anderen Unentschlossenen noch eine allerletzte Hilfe, um am Weihnachtsabend mit einem besonders schönen Geschenk aufwarten zu können. Euch aber, die ihr Dienst tut und keine Lichtlein anzünden könnt, gilt mein herzlicher Gruß. Und wie schon gesagt, alles andere steht auf Seite zwei! Tschüß

Eure Bibliothe-Karin

Die Illustrationen von Egbert Herfurth entnahmen wir dem Bändchen „99 Ehen und eine Scheidung" von Karl Sewart, erschienen im Mitteldeutschen Verlag

Von See her nähern sich eigenartig aussehende Fahrzeuge. Sie sind breit gebaut, scheinen mehr über dem Wasser zu schweben als zu schwimmen, haben achtern Propellertriebwerke und hochaufragende Leitflächen, wie sie von Flugzeugen her bekannt sind. Sie hinterlassen eine Woge von Gischt.

Mit hoher Geschwindigkeit halten sie auf den Uferstreifen zu. Gleich muß Entsetzliches geschehen, die Fahrzeuge werden auflanden, im Ufersand steckenbleiben, zerschellen!

Doch nichts dergleichen geschieht. Stattdessen schweben sie vom nassen Element scheinbar mühe- und nahtlos auf den Strand über. Nunmehr von Staubwolken umhüllt, gleiten sie über den Sand und das niedrige Strauchwerk, stoppen plötzlich: Luken werden angehoben . . . Marineinfantristen springen ab. Aus den größeren Fahrzeugen rollen Schützenpanzer.

Das Rätsel hat sich gelöst: Landungsfahrzeuge modernster Konstruktion im Einsatz. Sie kamen auf einem Luftkissen

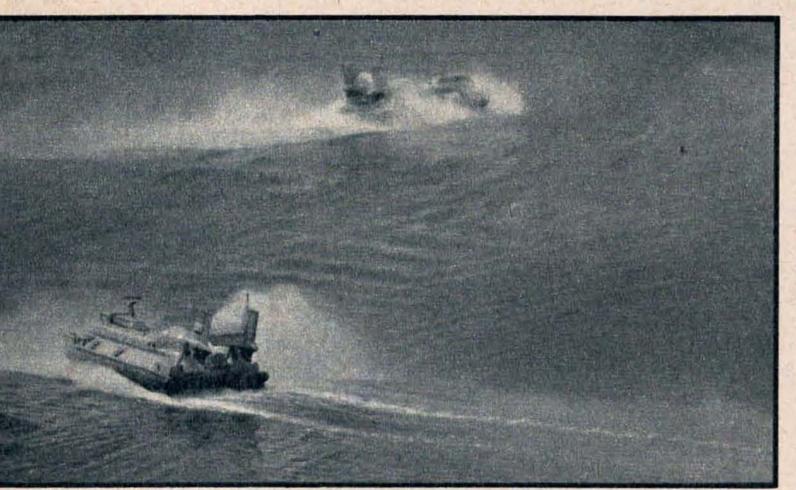
Über Wasser und Land



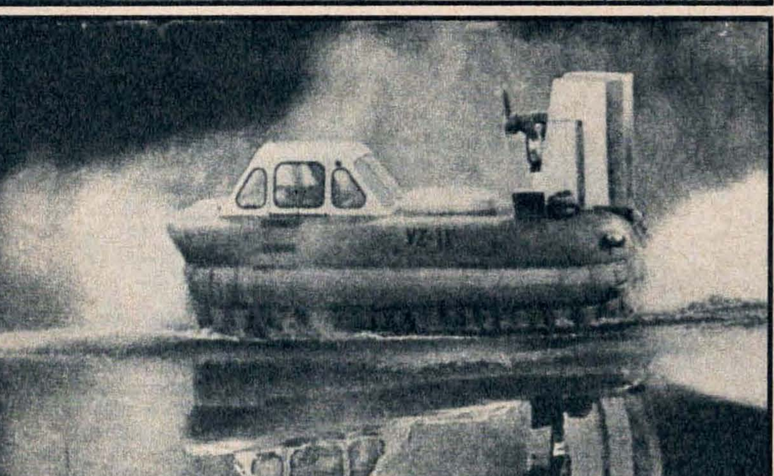




Ein Veteran der sowjetischen Luftkissenfahrzeuge, „Raduga" (unten) geht „an Land". Die Erprobung fand 1964 statt. Heute stehen bereits große „Pötte" im Dienst.







Unsere Fotos oben und Mitte zeigen Luftkissenfahrzeuge der sowjetischen Marineinfanterie bei Seelandeübungen. Unten: Versuchsfahrzeug VZ-1 (ČSSR) bei Probefahrten auf der Moldau.

Diese See-Landeoperation mit kleineren und größeren Luftkissenfahrzeugen der sowjetischen Seestreitkräfte – um solche handelte es sich hier – fand 1975 statt und wurde in einem Dokumentarfilm aus der UdSSR der Öffentlichkeit gezeigt.
Bereits vor einigen Jahren hatten die sowjetischen Seestreitkräfte bei Flottenparaden in Leningrad kleinere Luftkissenfahrzeuge vorgeführt. Das dokumentierte, daß die in der UdSSR seit 1962 serienmäßig für die Fahrgastschiffahrt gebauten Luftkissenfahrzeuge der Typen „Raduga", „Newa", „Delfin" und „Sormowitsch" ihre militärischen Nachfolger erhalten hatten. Luftkissenfahrzeuge besitzen die Eigenschaft, sich sowohl auf dem Wasser als auch auf dem Land fortzubewegen. Auch Schneeflächen oder Sumpfgebiete halten sie nicht auf. Herkömmliche Landungsschiffe können durch ihren Tiefgang nicht unmittelbar auf den Strand laufen. Die zu landenden Fahrzeuge der Truppen müssen deshalb immer eine gewisse Strecke durch das Wasser und darum schwimmfähig oder besonders vorbereitet sein. Das alles entfällt bei Luftkissenfahrzeugen. Damit aber noch nicht genug. Heute ist es üblich, zur Abwehr einer Seelandung unter anderem Ufersperren, beispielsweise in Form von in Seerichtung eingeschlagenen Pfählen mit Minen zur Verstärkung, aufzubauen. Diese Sperren überwinden Luftkissenfahrzeuge ebenso mühelos wie die dem Ufer vorgelagerten Sandbänke.



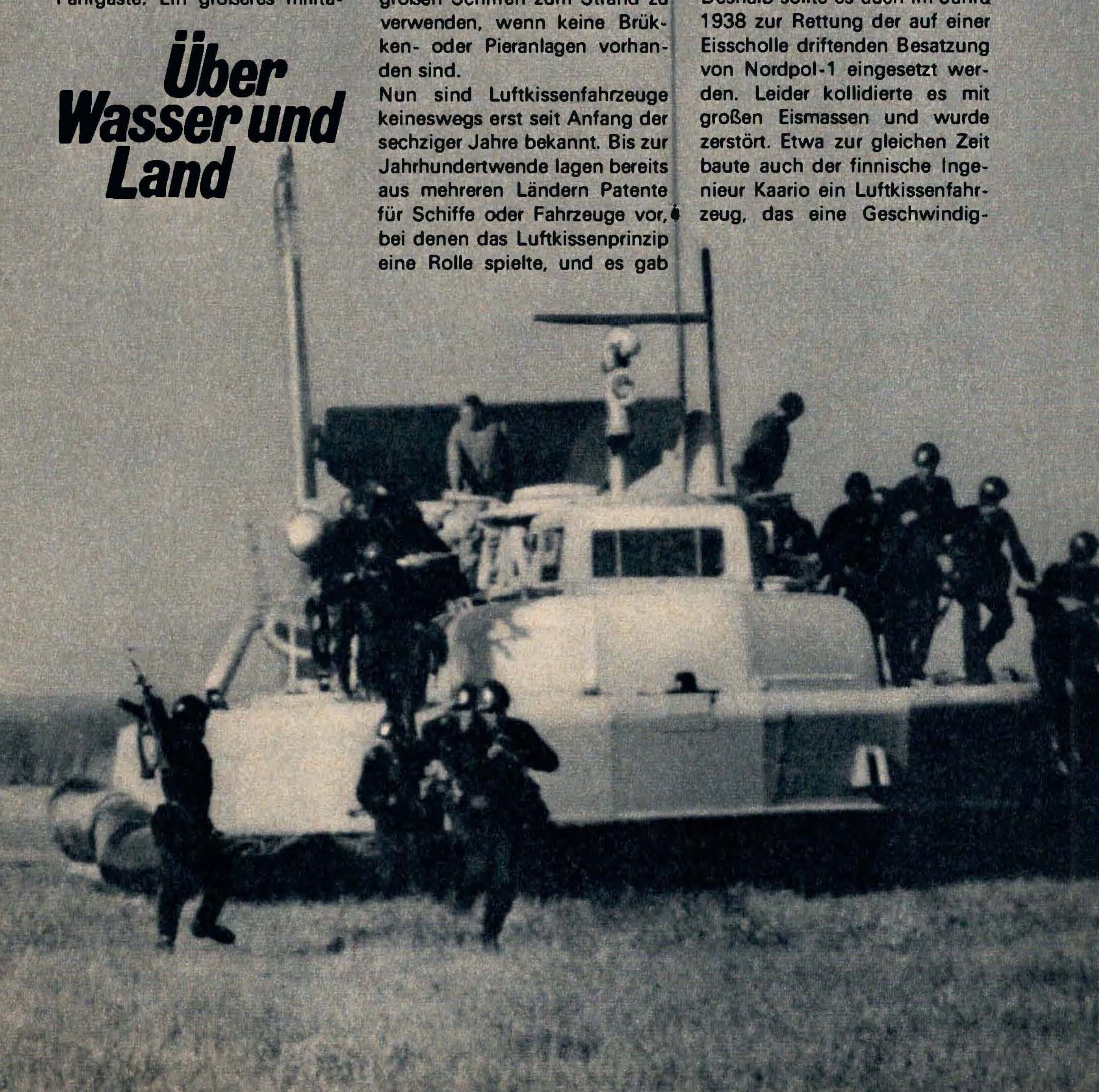
Das ist natürlich für den schnellen und reibungslosen Ablauf einer Anlandung äußerst vorteilhaft. Luftkissenfahrzeuge können aber noch mehr: Sie erreichen Geschwindigkeiten um 100 km/h (das ist selbst für Schnellboote schwierig), vertragen den Seegang bis zur Stärke 4, werden auch mit der Brandung bis zu einer Höhe von drei Metern fertig und wie Fachleute meinen, machen den größeren Fahrzeugen selbst Sturzseen von 4,5 Metern Höhe wenig aus.

Zivile Luftkissenfahrzeuge befördern zwischen 50 und 100 Fahrgäste. Ein größeres militärisches Luftkissen-Landungsfahrzeug kann nach Angaben der Fachpresse in der Größenordnung von 100 bis 200 ts etwa eine mot. Schützenkompanie ohne deren Gefechtsfahrzeuge an Bord nehmen. Bei Fahrten über Land würde die Reichweite eines solchen Fahrzeuges mit den rund 100 Mann an Bord etwa 400 km betragen. Natürlich lassen sich mit derartigen Transportmitteln auch Nachschub- und Versorgungsgüter aller Art befördern. Es ist auch möglich, Luftkissenfahrzeuge zum Umschlag der Ladung von auf Reede liegenden großen Schiffen zum Strand zu verwenden, wenn keine Brükken- oder Pieranlagen vorhanden sind.

Über Wasser und Land

Nun sind Luftkissenfahrzeuge keineswegs erst seit Anfang der sechziger Jahre bekannt. Bis zur Jahrhundertwende lagen bereits aus mehreren Ländern Patente für Schiffe oder Fahrzeuge vor, bei denen das Luftkissenprinzip eine Rolle spielte, und es gab auch schon einige Versuchsmodelle (siehe „Geschichtliches").

Etwa 1935 war in der Sowjetunion ein Versuchsmuster fertig, dessen Erprobung bewies: Auf einer Schicht verdichteter Luft, die unter dem Fahrzeugboden gebildet und mit Hilfe von seitlichen Schürzen gehalten wird, hebt sich das Fahrzeug vom Boden ebenso ab wie vom Wasser und kann folglich als Amphibientransportmittel seine Anwendung finden. Dieses damals noch recht unvollkommene Gerät erwies sich auch auf Schnee, Eis und Moor als verwendbar. Deshalb sollte es auch im Jahre 1938 zur Rettung der auf einer Eisscholle driftenden Besatzung von Nordpol-1 eingesetzt werden. Leider kollidierte es mit großen Eismassen und wurde zerstört. Etwa zur gleichen Zeit baute auch der finnische Ingenieur Kaario ein Luftkissenfahrzeug, das eine Geschwindig-



keit von 22 km/h erreichte. Lange Zeit jedoch gab es zahlreiche Probleme zu überwinden. Das Luftkissen entwich unter dem Fahrzeugboden, Steuerungs- und Stabilitätsprobleme traten auf, die Wirtschaftlichkeit war ungenügend, die Forderungen an die verwendeten Materialien konnten nicht erfüllt werden und vieles andere mehr.

Wie sich ein heutiges Luftkissenfahrzeug bewegt, zeigt unsere Zeichnung. Das Prinzip trifft in mehr oder weniger abgewandelter Form für alle Arten zu. Ein verhältnismäßig kleiner Motor (5) treibt ein Verdichtergebläse an, das Luft an der Stirnseite oder im Dach ansaugt und mit großem Druck durch Düsen im Fahrzeugboden drückt. Meist besitzen derartige Fahrzeuge Gummiwandungen oder aus ähnlichen Materialien gefertigte „Schürzen", die verhindern, daß das Luftkissen zu den Seiten ausweicht. Nun muß natürlich noch ein Antrieb vorhanden sein, der das Gleiten des Fahrzeugs auf dem vorhandenen Luftkissen erlaubt. Dazu dient meistens ein auf dem Heckteil aufgebautes Flugzeugtriebwerk (2) mit Luftschraube (1). Für die Kurvenfahrt benutzt man eine ebenfalls vom Flugzeug her bekannte Baugruppe, das hochaufragende Seitenleitwerk (3) mit dem beweglichen Luftruder (4). Mit Hilfe der heute vorhandenen starken Turbinenluftstrahltriebwerke (meist als Düsenantrieb bezeichnet) ist man in der Lage, das Druckgebläse sowie den Vortrieb gleichzeitig zu gewährleisten, sodaß nicht mehr zwei verschiedene Antriebe einzubauen, zu bedienen und mit unterschiedlichen Treibstoffsorten zu versorgen sind. Gegenwärtig findet das Luftkissenprinzip bei den verschiedensten Land-, Wasser- und Luftfahrzeugen bereits breite Anwendung. Das betrifft sowohl den militärischen als auch den zivilen Bereich.

Zwei Beispiele für Landfahrzeuge: 1975 wurden beim Bau des Zellstoffwerkes Blankenstein in der DDR vier vorgefertigte turmhohe Anlageteile (von denen zwei das Gewicht einer mittleren Schnellzuglokomotive hatten) mit Hilfe eines Luftkissengerätes fast im Schritttempo bis zur 75 m entfernten Baustelle transportiert, wo ein Kran die Teile aufnahm.



In der UdSSR gibt es große Plattformen mit aufgebauten Bohrtürmen, die sich mittels auf Luftkissen gleitenden Schleppfahrzeugen an den neuen Bestimmungsort transportieren lassen. Von Vorteil dabei ist, daß sich damit nicht nur wie mit keinem anderen Fahrzeug möglich, die verschiedensten Bodenbedingungen überwinden lassen, sondern der Transport erfolgt darüber hinaus auch schneller und erschütterungsfreier als mit anderen Mitteln.

Neben den bereits vorhandenen entwickelt die UdSSR zur Zeit neue Luftkissenschiffe, die nicht wie die bisherigen mit Luftschrauben, sondern mit Wasserstrahltriebwerken vorwärts bewegt werden. So hat der neue Typ „Rasswet" feste, bis unters Wasser reichende Seitenwände, wodurch seine Seetüchtigkeit größer wird.

Wenn auch Luftkissenfahrzeuge im militärischen Bereich revolutionierend auf die Seelandetechnik einwirken, sollte man sie nicht als künftig ausschließliche Landemittel betrachten. Sie sind zwar Universalgeräte, amphibi-

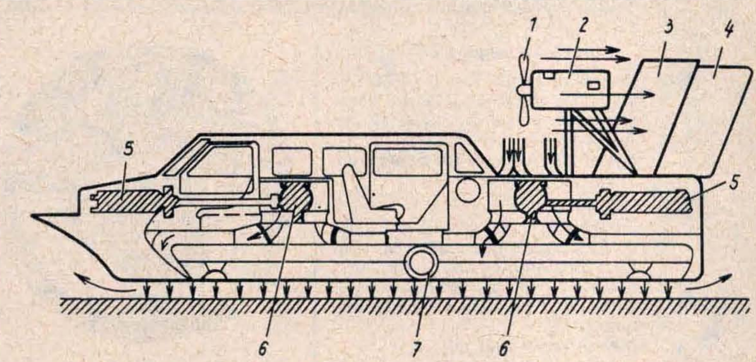
sche Fahrzeuge, und ihr Einsatz eröffnet interessante Möglichkeiten. Aber letztlich müssen doch die militärischen Forderungen maßgebend sein, ob für den einen oder anderen Einsatzzweck Luftkissenfahrzeuge, Gleitboote oder Tragflügelboote günstiger sind. Das hängt mit militärgeografischen Bedingungen und auch mit der jeweiligen waffentechnischen Bestückung zusammen. Den Luftkissenfahrzeugen dürfte wohl in erster Linie die Lösung amphibischer sowie Nachschubaufgaben vorbehalten sein.

Abschließend noch ein paar Worte zur Anwendung des Luftkisseneffekts in der Luftfahrt: Hier geht es darum, das Luftkissen statt des herkömmlichen Fahrwerkes anzuwenden. Seit Jahren werden in einigen Ländern Versuche unternommen, dadurch mit kürzeren Start- und Landebahnen auszukommen und vor allem auch unebene Flächen auszunutzen, was mit normalen Radfahrwerken nicht möglich ist. Zur Zeit gibt es aber nur Versuchsausführungen solcher Flugzeuge.

Wie aus der sowjetischen Fachpresse zu entnehmen ist, betrachten die Spezialisten der UdSSR die Entwicklung von Luftkissenfahrzeugen noch längst nicht als abgeschlossen.

W. K.

Zeichnung: MPD
Fotos: APN/MBD, Geißler, Rosentreter



1 – Luftschraube, 2 – Motor, 3 – Leitwerk, 4 – Luftruder für Kurvenfahrt, 5 – Motor für Verdichtergebläse, 6 – Radialgebläse, 7 – Bremsrad

Geschichtliches

Bereits im September 1853 wendete der Kollegiumsassessor Iwanow von der Archangelsker Bau- und Straßenbaukommission für den Bau eines Bootes das Luftkissenprinzip an. Sein selbstgefertigtes Luftkissenmodell bestand aus einem flachbodigen Boot mit drei Kielen. Die Luft wurde mit Hilfe von zwei zylindrischen Blasebälgen, die von Hand bewegt werden sollten, über Luftsammler und Rohrleitungen durch 24 trichterförmige Öffnungen unter den Boden geleitet. Dieses Projekt fand jedoch keinerlei Beachtung.

In einem Brief vom 23. November 1875 schreibt Wilhelm Froude über die Möglichkeit, das Luftkissenprinzip speziell für die russischen Schiffe des Typs „Popowka" anzuwenden.

1883 erhielt der schwedische Erfinder Gustav Laval ein Patent auf eine Vorrichtung, mit der Preßluft durch eine Vielzahl kleiner Löcher unter den Schiffsboden geleitet werden sollte.

1906 bis 1915 führte der Engländer R. Porter Versuche mit Luftkissenfahrzeugen durch.

1916 wurde in Österreich ein Torpedoboot als Luftkissenfahrzeug mit starren Seitenwänden gebaut.

1927 formulierte K. E. Ziolkowski das Prinzip der Bewegung auf einem Luftkissen in seinem bekannten Werk „Der Luftwiderstand und der Schnellzug". Er legte darin Berechnungsmethoden für die Bestimmung der aufzuwendenden Leistung dar. Der sowjetische Professor W. I. Lewkow begann 1927 am Problem des Luftkissens zu arbeiten.

1935 baute und erprobte der finnische Ingenieur Toiwo Kaario ein Luftkissenfahrzeug nach dem Stauflügelprinzip, d. h. der dynamische Staudruck bildete ein Luftkissen unter der Bodenfläche von 1,8 mal 2,4 m.

1950 sahen der sowjetische Erfinder Kosorukow und 1953 der Engländer Cockerell die Verwendung von Randstrahldüsen zur Begrenzung des Luftkissens vor.

1953 erhielt Turkin, damals Student am Erdölinstitut in Moskau, eine Patentschrift auf ein Luftkissenfahrzeug mit Randstrahldüsen und einer am Umfang zusätzlich angebrachten flexiblen Abströmbegrenzung, der sogenannten „Schürze".

1954 erfolgten Erprobungen eines Luftkissenfahrzeuges in der Sowjetunion, das unter Leitung von W. N. Koshochin gebaut wurde.

1956 wurde in den USA das effektivere zweifache Düsensystem zur Luftkissenerzeugung und -begrenzung ausgearbeitet.

1959 wurde mit dem Bau des Luftkissenschiffes „Hovercraft" SR.N1 (Firma Saunders-Roe) das Interesse in der kapitalistischen Welt für das neue Transportmittel wachgerufen.

. . . und im Ausgang?

So war die Postsacknotiz (AR 9/78) von Unteroffizier Fred Nickel überschrieben, in der er fragte, ob der Ausgang nur zum Trinken da sei. Hier einige Auszüge aus Briefen, die uns erreichten.

Ich bin schon fast drei Jahre bei der NVA. Ich gebe mich nicht hin, den Landgang nur in Gaststätten und mit Biertrinken zu verbringen. Mal gehe ich in's Kino, ein anderes Mal tanzen.
Maat Andreas Heinze.

Eine „kühle Blonde" gehört schon zum Ausgang, denn mit Bier wird man ja bei der NVA trocken gehalten.
Soldat Reinhold Duwe

Ich will nicht sagen, daß es mit dem Ausgang ein Kreuz ist, aber manche geistig-kulturellen Interessen – beispielsweise würde ich gern in ein Museum gehen – lassen sich in unserem kleinen Garnisondorf nicht befriedigen. Die Kneipe ist natürlich immer der leichteste Ausweg.
Gefreiter Hartmut Rühle

Welcher Soldat ist schon reichlich mit Ausgang gesegnet? Jedenfalls bei uns keiner. Da möchte man mal nichts vom Dienst hören, auch keine kulturelle „Maßnahme" mitmachen, sondern sich ganz einfach mit den Kumpels hinsetzen, in Ruhe ein Bierchen trinken, über Gott und die Welt quatschen und die wenigen kasernenfreien Stunden genießen.
Soldat Udo Weichert



Wenn sich Ihre Ausgangsinteressen, Genosse Unteroffizier, nicht verwirklichen lassen, dann lassen Sie doch an Ihrer Stelle einen Soldaten raus! Der wüßte bestimmt, was er mit seinem Ausgang anfangen soll.
Gefreiter Jürgen K.

Jeder hat es selbst in der Hand, seine Freizeit sinnvoll zu gestalten. Möglichkeiten gibt es dafür überall.
Kerstin Grunert, Eichwalde



Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Ich war Musikpädagoge und mußte meinen Beruf 1960 wegen einer Verletzung aufgeben. Gemeinsam mit meiner verstorbenen Frau habe ich damals im Wohnbezirk die Kulturarbeit übernommen und eine Laienspielgruppe aufgebaut; sie bestand aus 15 Jugendlichen aus ganz Sonneberg, wo ich damals wohnte. Eines Tages, nach einer Aufführung im Klubhaus, besuchte uns ein Grenzsoldat und fragte, ob er mit zwei weiteren hier stationierten Genossen mitspielen dürfe. Wir haben uns alle sehr gefreut. Aus dieser Zusammenarbeit entwickelte sich ein gutes, freundschaftliches Verhältnis zwischen den drei Soldaten und den Jugendlichen. Wie wär's also, Genosse Unteroffizier Nickel, wenn Sie sich auch auf diesem oder einem anderen Gebiet betätigen würden? Eine solche Möglichkeit gibt es wohl in jedem Dorf, denn die Dorfbewohner der DDR sind ja längst keine Hinterwäldler mehr. Fast überall gibt es einen Chor, eine Singe- oder Musikgruppe. Wenn nicht, dann bauen Sie mit einigen Ihrer Genossen eine auf und ziehen die Dorfjugend zur Mitarbeit heran. Interessenten finden sich bestimmt. Sie schaffen sich damit eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung und erweitern zugleich den Kontakt zur Bevölkerung. Viel Spaß und Erfolg!
Franz Panknin, Leipzig

Wehrdienstausweis

Wann bekommt man den Wehrdienstausweis?
Holger Kühn, Neuenhagen bei Berlin

Nach der Musterung. Leistet der Wehrpflichtige keinen aktiven Wehr-, Wehrersatz- oder Reservistenwehrdienst, so ist der WDA nur ein militärischer Nachweis und darf nicht zur Legitimation verwendet werden.

Lohnt sich das Tätowieren?

Nicht wenige Jugendliche legen sich heute noch, meist im Alter zwischen 16 und 18 Jahren, eine Tätowierung zu. 95% bereuen jedoch später diese Jugendtorheit. Deshalb einige Gedanken dazu: Selten gelingt eine Tätowierung, und sie findet meistens auch nicht die „Bewunderer", die sich der Betreffende erhofft hat. Unter Alkoholeinfluß ist man besonders leicht geneigt, sich tätowieren zu lassen. Durch das Tätowieren kann es zu Wundinfektionen kommen, bestimmte Farben – insbesondere die rote – führen zu allergischen Reaktionen. Bei bestimmten Abbildungen kann man ziemlichen Ärger mit der Freundin bekommen, ganz zu schweigen davon, daß sich die spätere Ehefrau wohl kaum über die Initialen einer ehemaligen Freundin freut. Wenn einem eine bestimmte Abbildung nicht mehr gefällt, sie auf keinen Fall durch Übertätowierung zu verdekken suchen! Die Entfernung einer Tätowierung sollte man einem Arzt überlassen. Das Entfernen wird um so schwieriger, je größer die von der Tätowierung betroffene Hautfläche ist und je tiefer die eingestochenen Pigmente liegen. Kurzum, besser ist, man versucht es erst gar nicht.
Dipl.-Med. Lothar Prinz, Premnitz



Ronald mißt 2,04 m

In AR 9/78 fragte Marlies Wendt, wer größer als 2,01 m sei. Ich, kann ich da nur antworten. Mein Körpermaß beträgt 2,04 m. Gegenwärtig leiste ich meinen Grundwehrdienst in einem Straßenbau-Truppenteil. Obwohl ich der längste Soldat im Truppenteil bin, gibt es noch mehrere große Genossen. Sogar unser Kommandeur mißt 1,96 m.
Soldat Ronald Westphal

Anrede

Wie werden Stabsoffiziere der Volksmarine angesprochen?
Martin Sens, Premnitz

Mit „Genosse" und voller Dienstgradbezeichnung, beispielsweise: „Genosse Korvettenkapitän!"

Zoll-Puzzle

In der AR 9/78 (Seite 14) sind Ihnen die Zoll-Dienstgrade etwas durcheinander geraten. Die richtige Reihenfolge ist: Zollunterassistent, Zollassistent, Zolloberassistent, Zolluntersekretär, Zollsekretär, Zollobersekretär, Zollunterkommissar, Zollkommissar, Zolloberkommissar, Zollhauptkommissar, Zollrat, Zolloberrat, Zollinspekteur, Zollchefinspekteur.
Gerhard Klein, Jena

Sie haben recht. Durch ein Versehen ist aus unserer Antwort ein Puzzlespiel geworden, das durch Ihren Brief nunmehr aufgelöst wird. Herzlichen Dank!

Stab

Was versteht man im Militärwesen unter einem Stab?
Hansdietrich Ulm, Gera

Das Führungsorgan eines Kommandeurs ab Regiment aufwärts mit Planungs-, Organisations-, Koordinierungs- und Kontrollfunktionen.

Enträtselt

Das Rätsel um die Schönen in unserem 1 000-Mark-Preisausschreiben (AR 11/78) ist gelüftet. Die richtige Lösung mußte heißen: A/4/d/III – B/5/c/VI – C/1/b/IV – D/2/e/I – E/6/a/V – F/3/f/II. Die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im nächsten Heft.

Am 1. September

...war der Militärverlag der DDR mit AR und VA auch an der Solidaritätsaktion der Journalisten auf dem Berliner Alexanderplatz dabei. Ich habe Euch am Stand besucht und gesehen, wie gefragt vor allem das Sonderheft zum gemeinsamen bemannten Weltraumflug UdSSR–DDR war. Darf man erfahren, welcher Solidaritätserlös an Eurem Stand zusammengekommen ist?
Maat Bernd Wieseck

Am Abend des 1. 9. 1978 konnten wir einen Solidaritätserlös von genau 7797,45 M verbuchen und abrechnen. Wir danken allen, die uns dabei geholfen und uns an unserem „Iglu" besucht haben.

Hallo, Oberstleutnant Mammok!

Als Reserveoffizier habe ich noch enge Verbindungen zu einer sowjetischen Einheit. Vor einigen Monaten wurde ein sowjetischer Offizier dort zuversetzt, der mit Oberstleutnant Günter Mammok in Leningrad studiert hat. Leider war es mir bisher nicht möglich, die Adresse des Genossen Mammok zu ermitteln. Vielleicht liest er die AR und meldet sich bei mir. Sein sowjetischer Freund würde sich sehr darüber freuen.
Ernst Wnetrzak, 87 Löbau, Äußere Bautzener Str. 35

Gedanken um ein Datum

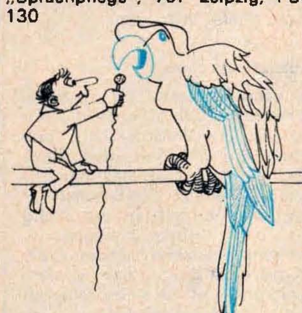
Ich las, daß unser Fliegerkosmonaut Oberst Sigmund Jähn am 13. Februar Geburtstag hat. Ob er sich noch an seinen 8. Geburtstag erinnert? An diesem Tag fand der amerikanische Bombenangriff auf Dresden statt, bei dem Frauen, Kinder und Greise sinnlos den Tod fanden und unwiederbringliche Kunstschätze vernichtet wurden. Ich habe das alles miterleben müssen. Der 13. Februar 1945 ist mir in seiner Grausamkeit unvergeßlich geblieben. Deshalb fiel mir das Geburtsdatum von Sigmund Jähn sofort auf. Er hingegen flog als erster Deutscher in den Weltraum, um dort sein ganzes Wissen und Können der friedlichen Erforschung des Kosmos und der Erde, dem Fortschritt der Menschheit zu widmen. Niemals würde Sigmund Jähn als Jagdflieger auf schlafende Kinder aus seinen Bordkanonen schießen. Nein, er gestaltete für sie mit dem Sandmännchen eine Fernseh-Abendgruß-Sendung, damit unsere Kleinen besser einschlafen können! Ist das allein nicht schon Grund genug, beruhigt und stolz zu sein, welche prächtigen Menschen in unserer Nationalen Volksarmee zum Schutze des Friedens erzogen werden?
Ortrud Busch, Lübtheen

Dankeswort

Im Juni 1977 hatte ich Ihnen schon einmal geschrieben. Es ging damals um einen Unfall. Obwohl ich noch einige Laufereien hatte, habe ich die Nachzahlung von der Versicherung erhalten. Nochmals herzlichen Dank für Ihr schnelles Handeln.
Feldwebel d. R. Hans Joachim Hennig, Oberseifersdorf

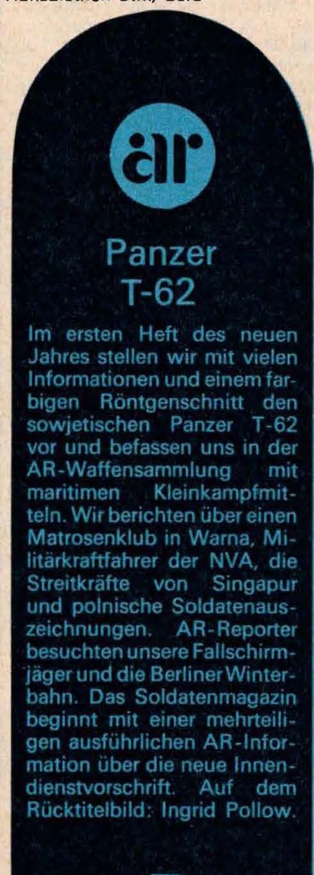
Tausend neue Wörter für den Duden

Unter diesem Motto rufen der VEB Bibliographisches Institut Leipzig und die Zeitschrift „Sprachpflege" aus Anlaß des 30. Jahrestages unserer Republik zu einem großen Preisausschreiben auf. Es sind viele Geld- und Buchpreise zu gewinnen. Allen AR-Lesern, die sich daran beteiligen wollen, senden wir das Oktoberheft 1978 der „Sprachpflege" als Probeexemplar kostenlos zu; darin sind die Teilnahmebedingungen enthalten. Postkarte genügt. Unsere Anschrift: Redaktion „Sprachpflege", 701 Leipzig, PSF 130



Jahrestagstreffen

1951 absolvierte ich die damalige Offiziersschule in Erfurt/Petersberg. Kompaniechef war der heutige Stellvertreter des Ministers, Generalleutnant Helmut Poppe. Zu Ehren des 30. Jahrestages der DDR will ich ein Treffen der ehemaligen Angehörigen dieser Kompanie organisieren; diese möchten sich bitte bis 10. Januar 1979 an meine Adresse wenden.
Leutnant a. D. Ulrich Ziege, 53 Weimar, H.-Matern-Ring 49



Im Urteil der Mädchen

Ich lese die AR schon seit einiger Zeit. Es ist interessant zu erfahren, wie es so zugeht bei der Armee.
Monika Kauerauf, Otterwisch

Im Septemberheft gefiel mir besonders die Erzählung „Gehen Sie bei Amur zur Landung". Schön, daß in der AR auch der Humor nicht zu kurz kommt.
Elke Hering, Gotha



Auf einer Bahnfahrt habe ich Ihre „Armee-Rundschau" gelesen. Eigentlich hatte ich mich dafür überhaupt nicht interessiert, aber beim Lesen kam dann das Interesse. Mit wieviel Problemen sich die Menschen beschäftigen und auseinandersetzen!
Petra Daberstiel, Halle

Ihr habt ein Programm mit viel Abwechslung. Und vor allem sprecht Ihr auch Probleme an, die bestimmt nicht nur für Soldaten gedacht sind.
Sabine Müller, Wittstock

Philatelistisches

Wer kann mir helfen, für ein Briefmarkenobjekt zum gemeinsamen Weltraumflug UdSSR–DDR und unseren Fliegerkosmonauten Oberst Sigmund Jähn geeignetes philatelistisches Material zu beschaffen? Außer Briefumschlägen, die Bezug zum Thema haben, genügen mir auch schon einfache Postkarten, die ihm geschickt wurden oder werden; dabei kommt es mir selbst lediglich auf die „Briefmarkenseite" an. Jede Hilfe wird philatelistisch beantwortet.
Günter Thiele, GST-Kreisvorstand Greiz, 66 Greiz, Kirchplatz 4

AR-Markt

Biete AR-Typenblätter, AR-Waffensammlung, AR-Poster und anderes Bildmaterial von Flugzeugen, Panzern, Kfz, Handfeuer- und Artilleriewaffen, suche Typenblätter, Bildmaterial und Literatur über Panzer: Uwe Harnack, 2421 Mallentin, Dorfstr. 19 – Biete vollständige AR-Jahrgänge 1975 bis 1977 zum Heftpreis von 0,50 M: Irmgard Krüger, 8030 Dresden, Leuckartstr. 4 – Biete AR-Jahrgänge 1975 und AR 9/76: K. Wöller, 233 Bergen, Gartenstr. 3 – Verkaufe AR-Typenblätter 3/77, 5/77, 6/77, 8/77, 9/77, 11/77, 2/78 und 9 Blätter AR-Waffensammlung: Wilfried Haase, 122 Eisenhüttenstadt, Rosenstr. 7

Mädchen in Uniform

Im nächsten Jahr beende ich meine Lehrausbildung als Facharbeiter für Schreibtechnik und möchte dann bei den bewaffneten Organen arbeiten. Ich suche deshalb Briefwechsel mit einem Mädchen in Uniform.
Gabriela Hackbarth, 13 Eberswalde-Finow, Am Stadtpark 2

Sonderheft Interkosmos '78

Mit großem Interesse habe ich die Sonderausgabe von AR/Jugend und Technik zum gemeinsamen Weltraumflug UdSSR–DDR gelesen. Da ist Euch ein wirklicher Volltreffer gelungen.
Obermatrose Harry Menz

Damit wart Ihr schnell, aktuell und genau zum richtigen Zeitpunkt da. Ganz einfach: Klasse!
Mario Bettin, Hoyerswerda



Zuerst dachte ich, warum ist das Sonderheft um 50% teurer? Ich habe aber den Kauf nicht bereut, denn Ihr habt erstaunlich vieles geboten – vor allem auch an Hintergrundinformationen.
Sigrid Wokittel, Karl-Marx-Stadt

Mit diesem Sonderheft habt Ihr dem historischen Ereignis auf journalistische Weise ein hervorragendes Denkmal gesetzt.
Siegfried Barth, Schwerin

Offizier von morgen

Ich bin Berufsoffiziersbewerber und will Offizier des Fliegeringenieurdienstes, speziell Triebwerk/Zelle, werden. Um mich noch besser darauf vorbereiten zu können, möchte ich mit einem entsprechenden Berufsoffizier in Briefverbindung treten.
André Zschau, 724 Grimma, Am Hohen Stein 6

Soldatenpost

... wünschen sich: Doris Millkowski (20), 26 Güstrow, Zetkin-Str. 15d – Corina Umlauf (17), 6121 Sachsenbrunn, Hauptstr. 64 – Theresia Neumann (17), 7241 Lindhardt, Kurhausstr. 13 – Elke Hering (18), 58 Gotha, Bahnhofstr. SG 2902 – Elke Langsieb und Karin Schluckner (beide 17), 119 Berlin, J.-Matern-Str. 34 – Christine Fahden (17), 8812 Seifhennersdorf, Karl-Marx-Str. 17, LWH 2, Zi. 11 – Sylvia Friesecke und Freundin Tina (beide 17), 18 Brandenburg, Wilhelmsdorfer Str. 26 – Anita (22) und Maria (18) Kitzmann, 923 Brand-Erbisdorf, Bebel-Str. 2 – Kerstin Udhardt (17), 5088 Erfurt, Hohe Straße 2 – Evelyn Täubner (18), 532 Apolda, Schillerstr. 9 – Monika Kauerauf (19), 7241 Otterwisch, Neue Str. 19 – Ramona Schneider (17), 7541 Raddusch, Bahnhofstr. 6 – Margit Roick (18), 7501 Klein-Döbbern, Nr. 49a – Antje Kirschner, 836 Sebnitz, Karl-Marx-Str. 42 – Ute Noack, 8355 Neustadt, Oberstr. 17 – Marina Seeger (18), 1434 Zehdenick, Mühlenstr. 29 – Elke Paudler, 4807 Laucha, Karl-Marx-Str. 12 – Christina Klinke (17), 506 Erfurt, Schwalbenweg 9 – Elke Heide (18), 104 Berlin, Chausseestr. 54 – Petra Daberstiel (19), 4016 Halle, Stichelsdorfer Weg 14 – Birgit Lübcke, 2861 Diestelow, PSF 601 – Carmen Guretzki, 5501 Bielen, Sandstr. 338 – Karin Kuhnz (22, mit dreijähriger Tochter), 1241 Golsdorf, Dorfstr. 12 – Sabine Müller (17), 193 Wittstock, Jahn-Str. 27 – Ingrid Georgi (20), 4851 Trebnitz, Ausbauten – Carmen Grodzewitz (18), 193 Wittstock, W.-Pieck-Str. 18, LWH I, Zi. 522 – Sabine Deutsch, 7123 Engelsdorf, K.-Marx-Str. 8 – Christiane Reihmann (18), 193 Wittstock, W.-Pieck-Str. 18, LWH I, Zi. 414 – Sylvia Alert (18), 756 W.-Pieck-Stadt Guben, Deulowitzer Str. 33/34, LWH, Haus I, Zi. 507/3 – Ursula Hess (30, mit zwei Kindern), 703 Leipzig, F.-Austel-Str. 26 – Christina Dorow (18), 193 Wittstock, W.-Pieck-Str. 18, LWH I, Zi. 506 – Sybille Hentrich (17), 3551 Priemern – Petra Weber (18), Deulowitzer Str. 33/34, LWH, Haus II, Zi. 509/3 – Mit Offiziersschülern möchten Ramona Krumscheidt (18), 8051 Dresden, Lahmannring 10b und Kerstin Kirsch (17), 754 Ca-

vertitz, Leninstr. 5 (LWH) korrespondieren. Post von Berufssoldaten erwarten: Gisela Vielhauer (30, mit einem Kind), 825 Meißen, Rautentalstr. 20 – Annette Ille (19), 652 Eisenberg, Str. der Befreiung 9 – Manuela Schade (23), 1136 Berlin, Rhinstr. AWH 15 – Sonja Sommer (21, Krankenschwester), 72 Borna, Pawlowstr. 54

Bart oder nicht Bart?

Was sagen die militärischen Bestimmungen zum Tragen eines Bartes?
Karlfriedrich Böhme, Erfurt

Nach der DV 010/0/003 ist das Tragen von Bärten grundsätzlich verboten. Ausnahmen können vom Regimentskommandeur erteilt werden, insbesondere dann, wenn dadurch Entstellungen im Gesicht (Hasenscharten, Brandmale u. a.) überdeckt werden.



Vignetten: Klaus Arndt

Zu Beckmanns „Härtetest"

Die Farblithografie in Heft 8/78 (Seite 27) hat mich weiter dazu angeregt, über die harte Ausbildung in der NVA nachzudenken. Gerade der Härtetest, von dem man oft hört, weckt in mir den Gedanken an Kameradschaft und Ausdauer. Wenn ich mir überlege, welche Eigenschaften nötig sind, um einen solchen Härtetest zu bestehen! Ich möchte gern ein Exemplar der Grafik bestellen, um mich öfter damit auseinandersetzen zu können.
Irina Donath, Groß-Vielen

Britische Streitkräfte

Wie stark ist die Armee Englands?
Unteroffizier W. Fuchs

Großbritannien stellt nach den USA und der BRD das drittgrößte Militärpotential der NATO. Im Heer dienen 163087, in den Luftstreitkräften 84957 und in der Marine 79486 Mann. 176200 ausgebildete Reservisten stehen den drei Teilstreitkräften zur Verfügung. Die Freiwilligenverbände des Territorialheeres zählen 60700 Mann.

BERUFSBILD



Offiziere der Fla-Raketentruppen

Die Fla-Raketentruppen sind eine Waffengattung der Luftverteidigung. Sie haben die Aufgabe, politisch-administrative Zentren, Industrieobjekte und -räume, Objekte der Land- und Seestreitkräfte vor gegnerischen Luftangriffen zu schützen. Dabei wirken sie mit den anderen Waffengattungen und Spezialtruppen der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung und der Truppenluftabwehr der Landstreitkräfte zusammen.
Der Offizier der Fla-Raketentruppen leitet den gesamten politischen, militärischen und spezialfachlichen Erziehungs- und Ausbildungsprozeß in seiner Einheit. Er ist Vorgesetzter aller ihm unterstellten Soldaten, Unteroffiziere, Fähnriche und Offiziere. Er hat die Einsatzbereitschaft der Bewaffnung und Fla-Raketentechnik sowie die Gefechtsbereitschaft seiner Einheit zu garantieren.
Bewerber für diese Laufbahn brauchen solche Charaktereigenschaften wie Mut, Entschlußfreudigkeit, Standhaftigkeit und Ausdauer. Es wird erwartet, daß sie aktiv am gesellschaftlichen Leben, insbesondere im sozialistischen Jugendverband, teilnehmen, die dem gewählten Ausbildungsprofil entsprechenden schulischen und beruflichen Voraussetzungen besitzen sowie gesundheitlich geeignet sind, sich militärpolitische Grundkenntnisse aneignen und an der vormilitärischen Grundausbildung, möglichst auch an der Laufbahnausbildung der GST, teilnehmen. Berufsoffiziersbewerber dürfen nicht älter als 23 Jahre sein.
Vorteilhaft für die Ausbildung zum Offizier der Fla-Raketentruppen ist der Berufsabschluß als Facharbeiter für BMSR-Technik, Facharbeiter für Nachrichtentechnik, Elektronikfacharbeiter, Elektromonteur, Maschinen- und Anlagenmonteur. Neben der gesellschaftswissenschaftlichen, militärischen, mathematisch-naturwissenschaftlichen sowie Fremdsprachen- und physischen Ausbildung erhält der Offiziersschüler eine spezielle Ausbildung in: Taktik der Fla-Raketentruppen; Schießen mit gelenkten Fla-Raketen; Grundlagen und Arbeitsweise der Fla-Raketentechnik eines bestimmten Spezialgebietes; Elektrotechnik; nachrichtentechnische Systeme; Mechanisierung und Automatisierung der Truppenführung; Grundlagen mechanischer Systeme. Bestandteil der Ausbildung sind mehrwöchige Truppenpraktika.
Nach erfolgreicher Ausbildung und Offiziersprüfung (Hauptprüfung) wird der Absolvent zum Leutnant ernannt und ist Offizier mit Hochschulausbildung. Darüber erhält er ein Zeugnis, das ihm die Ausbildung in diesem Ausbildungsprofil bestätigt und ihn berechtigt, die Berufsbezeichnung Hochschulingenieur zu führen. Der Absolvent der Offiziershochschule wird in der ersten Offiziersdienststellung als Zugführer in einer Fla-Raketeneinheit, Stationsleiter oder Offizier eines Spezialsystems der Fla-Raketentechnik eingesetzt. Nach Vervollkommnung der Kenntnisse und Fertigkeiten im Rahmen der Weiterbildung kann der Einsatz in die nächsthöhere Dienststellung erfolgen.
Nähere Auskünfte erteilt das zuständige Wehrkreiskommando, bei dem auch die Bewerbung einzureichen ist. Interessenten können über die AR ein Informationsmaterial anfordern.



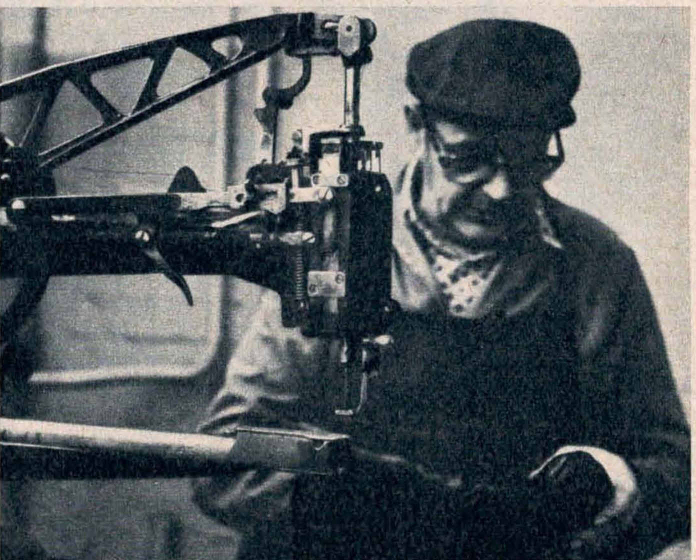


Stiefel – Stiefel – Stiefel...

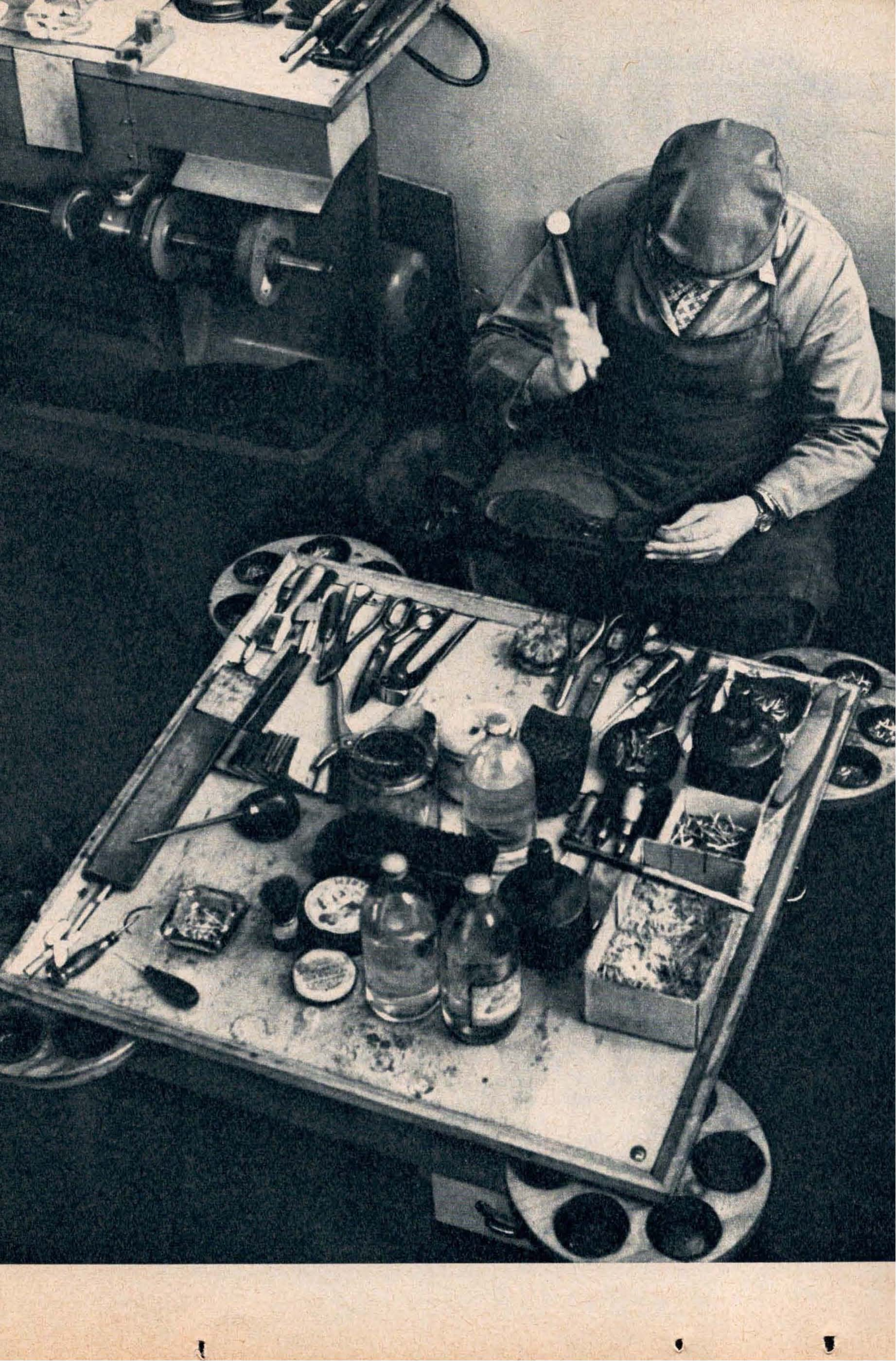
Mit Kameras, Lampen und Notizblock öffne ich die Tür zur Schuhmacherwerkstatt. Die Ausputzmaschine mit ihren rotierenden Schmirgelscheiben und Bürsten läuft. Der Schuhmacher ist vertieft in seine Arbeit, umgeben von einem Geräuschpegel aus Quietschen, Surren und Pfeifen.
Vor ihm stehen viele Paar Stiefel. Es riecht nach Chemisol und Gummi. An der rechten Wand über einer karussellförmigen Klebepresse hängen, ordentlich aufgereiht, zahlreiche Urkunden und Auszeichnungen für seine langjährige gute Arbeit. Auf den ersten Blick erkenne ich: 1972 Aktivist der sozialistischen Arbeit, 1974 Verdienstmedaille der NVA in Bronze.
Der kräftig gebaute Schuhmacher Gerhard Giese (57) stellt die Maschine ab. Noch ein Paar Stiefel kommt zur Weiterbearbeitung neben seinen Schemel.
Freundlich grüßt er, mit festem Händedruck. Bereitwillig erzählt er über seine Arbeit, an ungefähr fünfzehn Paar Stiefeln pro Tag, natürlich nach Normkatalog für Schuhmacher und Instandsetzungsplan. Auf dem Spezialtisch mit drehbaren Nagelschalen ist ein interessantes Stilleben versammelt: Täcksständer, Schuhmacherhammer und Messer, Zange, gerade und gebogene Ahlen, Sattlernadeln, Hanfgarn, Pech und Wachs, Lochzange, Haken, Ösen, Holznägel, Stoßplatten und Täckse.
Auf einem dreibeinigen Schusterschemel sitzt Kollege Giese. Er arbeitet ruhig und schafft was weg. Aus dem Handgelenk kommen locker und kräftig die Hammerschläge.
Zwischendurch schaut er zu mir, und sein lustiges Gesicht mit den wachen, verschmitzten Augen unterstreicht seine Worte: „Auch wenn es mal nicht so klappt, die Lust zur Arbeit und den Humor darf man nie verlieren! Ich fühle

mich wohl im B/A-Kollektiv, bin hier reingewachsen und gehöre sozusagen zum Inventar. Wir sind ein Kollektiv, wie ein Paar linke Latschen, und schaffen zur Zeit die Bedingungen, um 1979 den Titelkampf aufzunehmen."
Mit einem letzten prüfenden Blick und dem begleitenden „fertig" stellt Kollege Giese wieder ein Paar Stiefel in die bearbeitete Reihe. „Es könnten ungefähr 40 000 Paar sein", sagt er, „die in mehr als 22 Jahren hier durch meine Hände gingen." Voll Stolz fügt Schuhmacher Gerhard Giese hinzu, daß er „immer nur bei der Grenze" gearbeitet hat und alle Uniformen – blau, khaki und steingrau – miterlebte. So ist er als Zivilbeschäftigter im Truppenteil „Ernst Schneller" der Grenztruppen der DDR an einem Stück Grenzergeschichte beteiligt.
Beim üblichen gemeinsamen Mittagskaffee der an verschiedenen Stellen arbeitenden fünf Kollegen des Kollektivs für B/A-Dienst sitzen der Lagerleiter (ein Feldwebel), zwei Schneiderinnen, eine Lagerarbeiterin und der Schuhmacher. Im Aufenthaltsraum am Lager unterm Dach duftet es herrlich nach Kaffee. Auch mir schiebt man eine Tasse zu.
Die Schneiderinnen Christa Schulz und Elli Holz erzählen, Kollege Giese sei ein netter, hilfsbereiter Kollege und Fachmann. Er setze sich für die Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen ein, bereite Frauentagsfeiern vor und packe zu, wenn ein anderer Bereich Hochdruck habe. Elli Holz fügt hinzu: „Man kann auf ihn bauen."
Nachmittags wieder in der Werkstatt, durch's offene Fenster ist Marschtritt zu hören. Welche Stiefelpaare hat er wohl bearbeitet?
An der Steppmaschine sitzend, erzählt Kollege Giese von bitteren Erfahrungen in sechs sehr harten Jahren des zweiten Weltkrieges. Und daß die damals erfrorenen Füße ihn manchmal schmerzen. Aber daran habe er sich gewöhnt. Über den langen An- und Abfahrtsweg zur Arbeit, zusammen über zwei Stunden, verliert er kein Wort. In seinem Wohnort Blumberg bei Berlin ist er seit 22 Jahren aktiver Helfer der Volkspolizei. Dafür wurde er mit der Verdienstmedaille der VP in Bronze ausgezeichnet.
In der Werkstatt, wo alles seinen Platz hat, beobachte ich weiter den Schuhmacher beim Hämmern, Schleifen, Steppen und Pressen. Einen prüfenden Blick auf ein Paar reparierte Stiefel begleitet er mit den Worten: „Berufsehre – das Auge muß mit dabei sein. Meine Arbeit dient auch unserer Sicherheit. Trockene und warme Füße sind wichtig für die Soldaten an der Grenze..." Und weiter sagt er: „Beim Vorschlag zum Aussondern in die Kategorie drei gehe ich von der Devise aus: was ich selbst nicht tragen würde, kann ich als Fachmann keinem anderen zumuten."
Ob bei Stiefeln mit anvulkanisierten Böden (Vulkanoböden), die Gummisohlen bekommen, oder der herkömmlichen Art mit Lederböden (Knobelbecher), die meist eine Porokreppsohle erhalten – Gerhard Giese hat sein Handwerkszeug immer bereit und in Ordnung. Er bleibt bei seinem Leisten, und gerade, weil es immer wieder Stiefel sind...

Text und Fotos: Manfred Uhlenhut







Jana-Maria

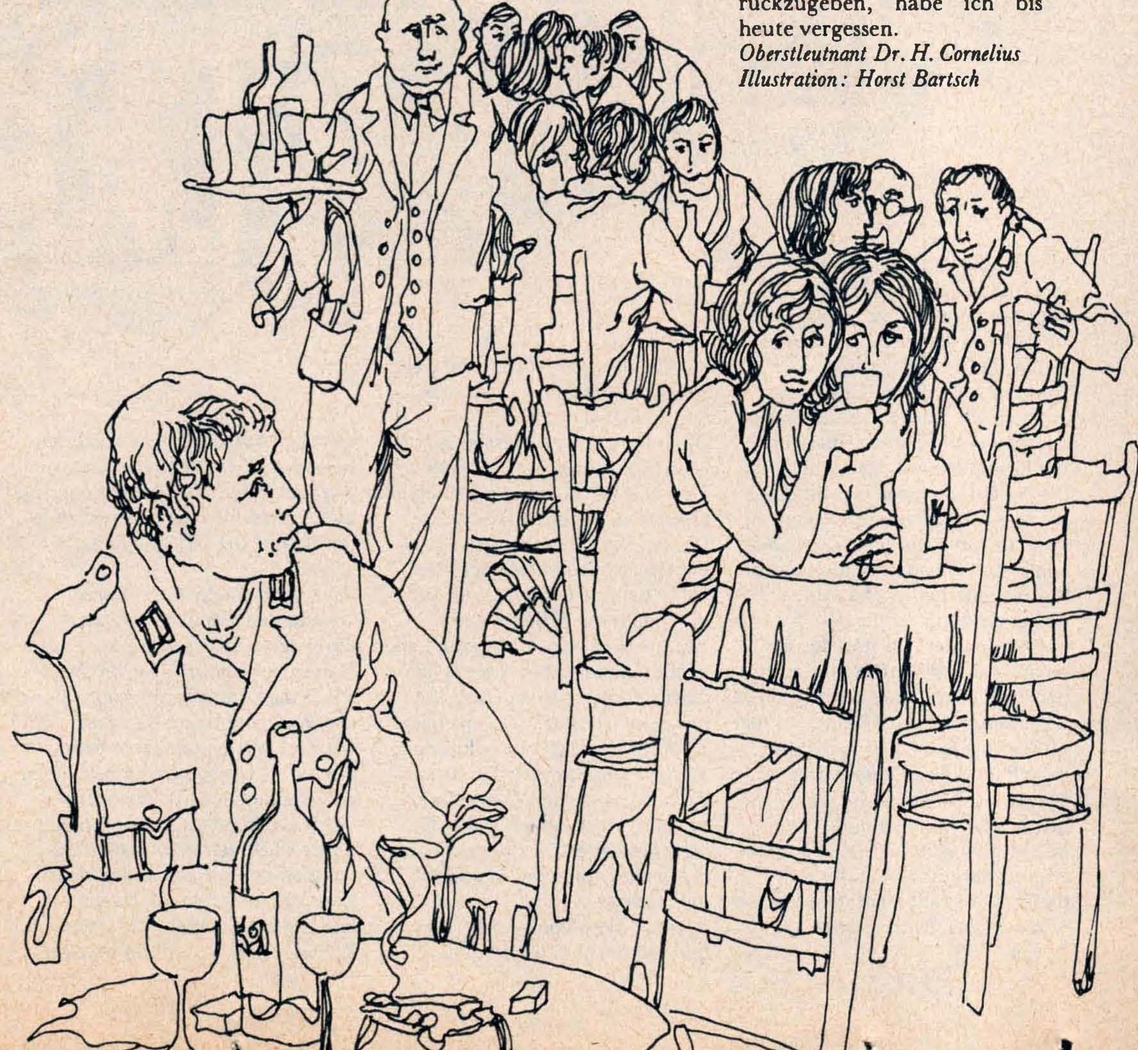
oder Ein unvergeßlicher Abend

Sie waren zu dritt, kamen von einer FDJ-Versammlung. Sie standen ein wenig verloren, unpassend in der Tür, irritiert von Qualm und Radau.
Die Bude war fast voll.
Ein Relikt von Ritterlichkeit oder die halbe Flasche Kadarka, die in mir rumorte, trieben mich von meinem Stuhl.
Der vierte Tisch hinten rechts war noch frei. Ich ging voraus, die Mädchen folgten zögernd, setzten sich doch.
Die große Dunkle sah schön scharf und spanisch aus, olè. Hatte einen dankbaren schwarzen Blick für mich.
Verbeugung und ab, zurück durch die von der Tanzfläche Strömenden.
Es war drei Tage vor Weihnachten.
Siggi, sag ich am Tisch zu meinem Kumpel, Siggi, brems die nächste Flasche ab, in mir kribbelts, heute wird noch was losgehen.
Spinner, sagt er und winkt der Bedienung, ewig deine blöden Weibergeschichten, du Spinner.
Überprüft aber dann routinemäßig den Sitz des Koppels unter der Uniformjacke, Schloß etwas nach rechts geschoben, griffbereit, alles klar zum Gefecht.
Selber Spinner, sag ich, seh mich aber auch genauer in der Bude um. Stelle fest: außer uns nur noch zwei in der gleichen Uniform, drei Tische weiter, Karl-Heinz und Egon. Aber den Brüdern trau ich nicht sonderlich weit, sind auch keine Stehertypen.
Karl-Heinz sitzt dort mit einer Mieze, die kenne ich genausowenig wie die drei von der Tür. Wird sich bei den dreien aber bald ändern.
Ich seh zu der Dunklen hin, dann zur Musik. Faule Bande, immer noch Pause.
Plötzlich, was seh ich da im Augenwinkel, steht doch Egon bei denen am Tisch und redet auf die eine ein. Nein, nicht auf das Olè-Mädchen, auch nicht auf die zweite Dunkle, die haut gerade mit einem an die Bar ab und fällt somit aus dem Abend heraus; nur auf die dritte, eine kleine rötliche mit viel zu langem Rock, sieht aus wie eine Jugendausgabe von Mütterchen Rußland. Die schüttelt jetzt stur den Kopf, Egon trabt ab und erstattet bei Karl-Heinz Bericht. Er macht bei dem immer den Wauwau.
Siggi schenkt Kadarka ein, klappert wehmütig mit den Augenlidern und sagt noch einmal aus tiefstem Herzen: Spinner. Aber ich hör schon nicht mehr hin, bin schon restlos aufgeziegelt und da – der Saxophonist hebt die Kanne, die Jagd geht an.
Ich beherrsche einige raumgreifende Schritte, mit denen ich, ohne sonderlich eilig zu wirken, blitzschnell einen Saal durchquere. Aber wie ich da unter vollen Segeln auf die Schwarzäugige zurausche – noch einen Schritt – schlägt das Schicksal zu oder auch der Kadarka mir glatt in die Beine. Es schwenkt mich nach links weg, und ich steh, erstarrt in einer ochsenmäßigen Verbeugung, vor der Falschen. Und die ist nie mein Typ.
Meine Mäuschen pflegen so grau sonst nicht zu sein.
Ich Hornochse. Die Kleine hat schon dreimal den Kopf geschüttelt, aber ich glotze sie immer noch konsterniert an.
Da steht sie auf, ziemlich gnatzig.
Wir gehen tanzen. Das Olè-Mädchen ist ohnehin schon mit einem in Zivil davongeflattert, leicht verwundert.
Beim Tanzen kein Wort, die stur, ich stur.
Tour zu Ende, zum Platz zurück, Verbeugung, Gott sei Dank. Am Tisch zeigt mir Siggi einen Vogel, Egon die Zähne.
Nanu, denk ich, wieso denn Egon?
Er erklärt es, und ich denke, mich küßt ein Elch. Die rote Maus, so erklärt der Wauwau, sei in Wirklichkeit keine langröckige Maus, sondern eine Art Prinzessin, nämlich die letzte, und die Eigentliche von Karl-Heinz..., das mit der anderen am Tisch der beiden Koryphäen sei völlig unbedeutend und Karl-Heinz nach wie vor derjenige, welcher..., und ich solle doch gefälligst meine ungewaschenen...
Sowas höre ich ja nun besonders gern. Ich erkläre dieserhalb meinerseits mit ausgesuchter Höflichkeit:
a) sei die fragliche Dame für mich nicht interessant,
b) sei mein Abendstern das Olè-Mädchen,
c) könne ich Karl-Heinz zu seinem Geschmack nur beglückwünschen
d) interessierten mich dessen Angelegenheiten wie auch seine Meinungen so ungeheuer wenig, wie das Ungeheuer von Loch Ness.
Und Freund Siggi führt in seiner vornehmen Art an, er, der Genosse Militärkollege Egon, möge sich nun außerdem schleunigst verpfeifen.
Das tut der dann auch.
Denkpause mit Kadarka.
Die Angelegenheit ist dunkel.
Apropos dunkel, sprich: die

Dunkle. Musik, auf zur nächsten Runde.
Dieses mal läuft alles wie ein Länderspiel.
Meine Spanierin faßt sich gut an.
Großes Lalula auf der Tanzfläche.
Dann an die Bar.
Was soll noch schief gehen?
Nichts.
Es ging auch nichts mehr schief, wenn auch noch einiges vorging. Aber das waren dann alles Kleinigkeiten, nichts mehr von Belang:
Der zivile Jugendfreund mußte abserviert werden. Ich bekam nochmal den bewußten Schlenker und war gezwungen, wieder mit der kleinen Roten zu tanzen. Dabei mußte ich mit ihr reden, weil sie beide Fäuste geballt hielt; wie sieht denn das aus beim Tanzen. In der einen Hand hatte sie das Taschentuch, in der anderen einen 5-Mark-Schein. FDJ-Versammlung, kein Täschchen, verstehe.
Die fünf Mark habe ich dann vorläufig in der Tasche meiner Uniform aufbewahrt.
Wenig später, in dem Raum mit den Kacheln und dem fließenden Wasser, meinte Karl-Heinz – Stellvertreter Egon – er verdächtigte mich weiterhin eines unrechten Interesses – mich aufs Ohr hauen zu müssen. Dabei erkrankte der Unglückliche leider für einige Tage an einem lahmen Arm und einer geschwollenen Nase.
Mein Freund Siggi äußerte einmal sehr viel später, jener Abend im Corso sei ein unvergeßlicher gewesen.
Ich kann das nur bestätigen.
Das Olè-Mädchen mit den Glutaugen hatte wirklich das zauberhafteste Lächeln von der Welt, ein Lächeln, dessen Abglanz heutzutage auf ihre Kunden fällt, in Demmin, wo sie mit einem Fleischermeister verheiratet ist.
Jana-Maria aber hat drei Kinder von mir.
Den 5-Mark-Schein ihr zurückzugeben, habe ich bis heute vergessen.

Oberstleutnant Dr. H. Cornelius

Illustration: Horst Bartsch



Mit Blick auf den 30. Jahrestag der DDR kramte Oberst K. H. Freitag in Schränken und Schubladen und berichtet in dieser Beitragsfolge:

Was einem so in die Hand kommt (7)







Auch wenn der Kleiderschrank keine Anschauungsbeispiele mehr herzugeben vermag und sie sogar in Museen zu den raren Artikeln gehören, steht mir der Uniformwechsel vom Herbst 1952 noch deutlich vor Augen. An die Stelle der blauen trat die khakifarbene der Kasernierten Volkspolizei (KVP). Die Soldaten der Granatwerfereinheiten wurden wegen ihrer hellroten Kragenspiegel „Rotkehlchen" genannt. Blau war die Waffenfarbe der mechanisierten Einheiten, schwarz die der Pioniere und Kraftfahrer. Ich trug das infanteristische Malino. Die Matrosen der VP-See waren in das traditionelle Marineblau gekleidet, auf den Kragenspiegeln der Angehörigen der VP-Luft glänzte eine silberne Schwinge. Militärische Dienstgrade wurden eingeführt. Zum dritten Jahrestag der DDR eröffneten erstmals Einheiten der KVP die Demonstration auf dem Berliner Marx-Engels-Platz, ebenso am 1. Mai 1953.

Es war dies jedoch weit mehr als nur ein Wechsel der Uniformen und Effekten.
Der internationale Klassenkampf hatte sich zugespitzt. Jenseits von Elbe und Werra war die Remilitarisierung vorangetrieben worden. Die aggressive Politik des BRD-Imperialismus richtete sich deutlicher denn je darauf, in der DDR die Macht der Arbeiter und Bauern zu stürzen und unser Land wieder in die Haben-haben-haben-Gesellschaft einzuverleiben. So hatte die II. Parteikonferenz der SED beschlossen, die militärische Verteidigung des sozialistischen Aufbaus zu organisieren. „Dafür mußten", lese ich im Abriß „Geschichte der SED", „umfangreiche materielle und finanzielle Mittel aufgebracht werden, die im Fünfjahrplan nicht vorgesehen waren und die ohnehin schon angespannte Wirtschaftslage zusätzlich belasteten." Doch es gab keinen anderen Weg: „Die Partei konnte die Maßnahmen für den bewaffneten Schutz der DDR nicht aufschieben."
Aus den bisherigen VP-Bereitschaften entstanden die ersten Einheiten und Verbände der Kasernierten Volkspolizei. Sie unterstand dem damaligen Innenminister Willi Stoph und ihr oblag es, die Republik gegen konterrevolutionäre Anschläge der Imperialisten zu verteidigen; zugleich wurden damit notwendige Vorkehrungen für den Fall getroffen, daß die Sicherheit des sozialistischen deutschen Staates und die Gewährleistung des Friedens auf unserem Kontinent die Schaffung regulärer



„Eröffneten Einheiten der KVP die Demonstration auf dem Berliner Marx-Engels-Platz . . .“

Streitkräfte erforderlich machten. Die Partei der Arbeiterklasse delegierte klassenkampferfahrene Kommunisten in die KVP. Die FDJ hatte zum freiwilligen Waffendienst in ihren Reihen aufgerufen; viele tausend Jugendliche folgten dem Ruf, reiften zu qualifizierten Kommandeuren und Politoffizieren heran. Die Sowjetunion überließ uns militärische Ausrüstungen, mit Rat und Tat standen uns erfahrene Offiziere der Sowjetarmee zur Seite. Im August 1952 wurde die GST gegründet. Es war, alles in allem, eine Zeit harter und angespannter Arbeit. Bevor die Hände die Waffe fassen konnten, mußten sie vielerorts erst die Maurerkelle und den Zimmermannshammer greifen, um Unterkünfte und Ausbildungsanlagen zu bauen. So blieben hunderten Genossen in meiner einstigen Garnisonstadt Eggesin auch beim Eis und Schnee des Winters nur Zelte. Der zuverlässige militärische Schutz unserer Deutschen Demokratischen Republik war vom ersten Tag an mit heldenhaften Leistungen verbunden.
Die Kommunisten gingen auch hierbei voran.
Ein Name mag für alle stehen. Mein damaliger Vorgesetzter war Oberst Josef Zettler, von den Älteren direkt Sepp genannt, von uns Jüngeren nur in seiner Abwesenheit. Ein alter, kampferprobter Genosse. Unverkennbar der bayrische Dialekt. Im runden, zerfurchten Gesicht tiefsitzend die Augen, mit denen er einem verständnisvoll Mut zusprechen, einen aber auch hart und zupackend festhalten konnte. 1936/39 war er als Interbrigadist in Spanien dabei gewesen. Er hatte illegal gearbeitet und Kundschafterdienste geleistet, war Kurier der KPD gewesen und später von den Faschisten geschunden und halb tot geschlagen worden. Sowjetische Ärzte hatten ihn mühevoll „zusammengeflickt“ wie er es nannte. Jedoch, Sepp Zettler blieb trotz aller Mühe und ärztlicher Kunst ein kranker Mann. Im 52er Jahr vermochte er sich oft nur mit äußerster Willensanstrengung aufrecht zu halten. Aber nie hörte man ein Wort der Klage von ihm; und das gewiß nicht nur, weil er von Natur aus wortkarg war.
Er wußte: Was ihm die Partei in der KVP aufgetragen hatte, nämlich politische Arbeit zu leisten, war wichtig und verantwortungsvoll. Ging es doch um Menschen und ihre Erziehung. Und so tat er auch hier, was er immer in seinem Leben als Kommunist getan hatte: „Wo die Partei mich hinstellt, da erfülle ich meine Aufgabe. Mit allem, was ich kann und was ich zu geben habe.“ Sepp Zettlers Haltung war allen, die mit ihm und unter seiner Leitung gearbeitet haben, Vorbild. Inzwischen leider verstorben, trägt heute ein Truppenteil der Nationalen Volksarmee seinen Namen.
Ein Foto kommt mir in die Hand. Kleinbildaufnahme, der Abzug 50×72 mm groß. Zu undeutlich,

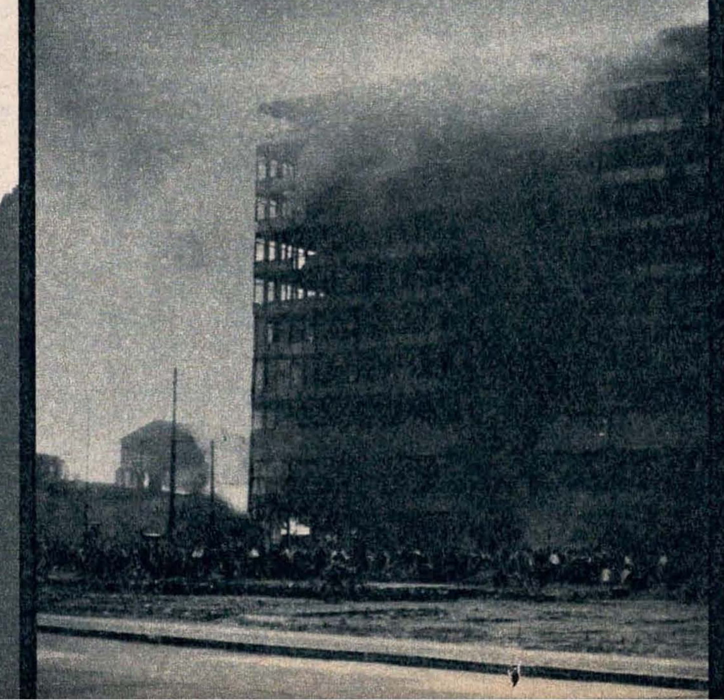
um hier abgedruckt zu werden. Sieben Mädchen und Jungen in Pionierkleidung haben zwei KVP-Offiziere in ihre Mitte genommen, überreichen ihnen Blumen. Aus der Haltung der Kinder, die sich um den Kommandeur des KVP-Wachbataillons Berlin und den Parteisekretär scharen, spricht das Gefühl der Geborgenheit. Auf der Rückseite ein Datum: 17. Juni 1953.

Dieser Tag sollte zum letzten der Deutschen Demokratischen Republik werden, an ihm sollte sie ihren Todesstoß erhalten. So jedenfalls hatte man es in Bonn, in Westberlin und auch in Washington geplant. Generalstabsmäßig. Und seit langem gab es auch einen Decknamen dafür.

Ich blättere in Notizen.

Öffentlich war vom „Plan X" schon im März 1948 die Rede gewesen. Die Zeitschrift „US News an World Report" hatte damals mitgeteilt, daß in ihm „Spionage, Sabotage, Anwendung von Waffen und – falls notwendig – auch die Ermordung von hervorragenden Kommunisten" vorgesehen sei. Inzwischen hatten der neue USA-Präsident Eisenhower und sein Außenminister Dulles den Sturz der sozialistischen Ordnung zum offiziellen Regierungskurs erklärt, den „kalten Krieg" verstärkt und sich gemeinsam mit dem BRD-Imperialismus darauf konzentriert, zunächst die DDR zu beseitigen. Am 5. Dezember 1952 war BRD-Minister Jakob Kaiser mit der Erklärung an die Öffentlichkeit getreten, daß „die Befreiung der ost- und mitteldeutschen Gebiete dringlichste Aufgabe der Bundesrepublik" sei. Monate zuvor hatte sich ein sogenannter „Forschungsbeirat für Fragen der Wiedervereinigung Deutschlands" gebildet, der genaue Pläne aufstellte, wie unsere volkseigenen Betriebe wieder in kapitalistische umgewandelt und die DDR in das imperialistische Herrschaftssystem der BRD einverleibt werden sollten. Besagter Jakob Kaiser hatte nach dieser Sitzung bekanntgegeben: „Der Generalstabsplan ist so gut wie fertig. Es liegt durchaus im Bereich des Möglichen, daß dieser ‚Tag X' rascher kommt, als die Skeptiker zu hoffen wagen." Und so kündigte er sich auch bald an. Zuerst an den Börsen. Am 13. Juni 1953 wußte der „Industrie-Kurier" zu melden: „Werte von Firmen mit Ostbesitz, zum Beispiel Siemens, AEG, Bekula, Dessauer Gas usw., erfreuten sich reger Nachfrage." Dann ging es Schlag auf Schlag. Am 14. Juni traf BRD-Staatssekretär Lenz in Westberlin ein; von ihm stammte das Wort, es sei nur eine „Kleinigkeit", die Regierung der DDR zu liquidieren. Sechsundvierzig Stunden danach landete eine aus Washington kommende Militärmaschine in Tempelhof. Es stiegen aus: A. W. Dulles, Chef des USA-Geheimdienstes, und seine Schwester Ellen, Leiterin der Deutschlandabteilung im amerikanischen Außenministerium. Zur gleichen Zeit setzten sich in Hessen und Bayern amerikanische Panzer zur Staatsgrenze der DDR in Bewegung. In den Büros der westberliner „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit" stapelten sich druckfrische Flugblätter gegen die DDR, in denen zum „Generalstreik" aufgerufen wurde. Gedungene Provokateure bestiegen D-Züge nach Halle, Leipzig, Rostock, Dresden, Erfurt. LKW mit Waffen für die insgeheim gebildeten und eingeschleusten Terrorgruppen rollten unter Ausnutzung der offenen Grenzen auf die Fernverkehrsstraßen der DDR. Der westberliner RIAS teilte mit, daß er in der Nacht vom 16. zum 17. Juni ein volles Programm sende; über ihn kamen die verschlüsselten Anweisungen für den faschistischen Putsch.

Beim Inszenieren seines Versuches, der Arbeiter-und-Bauern-Macht in unserem Land den Garaus zu machen, setzte die Konterrevolution sowohl darauf, daß es bei uns untergetauchte Feinde des Sozialismus und – besonders in kleinbürgerlichen Schichten – noch reaktionäres, antikommunistisches



„Am Potsdamer Platz geht das Columbiahaus in Flammen auf ..."

Gedankengut als auch eine bestimmte Unzufriedenheit und Mißstimmung von Werktätigen gab. Die rasche Verschärfung des Klassenkampfes und das ständige Einwirken des Klassengegners über die offenen Grenzen hatten den sozialistischen Aufbau erheblich kompliziert. Die Partei der Arbeiterklasse stand vor vielen neuen Problemen, deren Lösung sich als außerordentlich schwierig erwies. Gerade erst war mit dem planmäßigen Aufbau des Sozialismus begonnen worden, so daß es noch viele Erfahrungen zu sammeln galt. Im Bemühen um ein schnelleres Wachstumstempo der Volkswirtschaft waren die Arbeitsnormen administrativ erhöht worden, kam es zu Preissteigerungen und anderen ungenügend durchdachten Maßnahmen. Das erleichterte es dem Klassengegner, Verwirrung zu stiften.
Als die fehlerhaften Beschlüsse am 9. und 11. Juni rückgängig gemacht und konkrete Schritte eingeleitet worden waren, um die Arbeiter-und-Bauern-Macht zu stärken, die Wirtschaft zu stabilisieren und die Lebenslage der Werktätigen zu verbessern, sah die imperialistische Reaktion ihre Felle davonschwimmen. Das Kommando zum faschistischen Putsch wurde gegeben.

Berlin, am 17. Juni 1953
Brennende und sengende, prügelnde und plündernde Horden dringen in unsere Hauptstadt ein. Sie schänden Bilder von Arbeiterführern. Verbrennen rote Fahnen. Schreien antikommunistische Losungen. Rufen zum Sturz der Regierung auf. Entfalten eine wüste Mordhetze gegen die Partei der Arbeiterklasse und ihr Zentralkomitee. In einen Demonstrationszug Berliner Bauarbeiter mischen sich dreißig westberliner Provokateure, ihre „Maurerkleidung" ladenneu und ungebraucht. Am Potsdamer Platz geht das Columbiahaus in Flammen auf. Kioske des Konsums werden zerstört, geplündert, die Scheiben von Volksbuchhandlungen eingeschlagen. Am Alexanderplatz versucht eine Bande, das Präsidium der Volkspolizei zu stürmen. Auf der Warschauer Brücke wird der stellvertretende Ministerpräsident Otto Nuschke (CDU) aus seinem Wagen gezerrt und nach Westberlin entführt. Schüsse fallen, Schlagringe treten in Aktion. Der faschistische Mob johlt und tobt, mordet. Was der RIAS als sogenannten „Volksaufstand" auszugeben bemüht ist, wurde generalstabsmäßig vorbereitet und hat seine Regisseure in Westberlin – namentlich auch im Hause dieses „Rundfunks im amerikanischen Sektor". Ein verhafteter Provokateur, W. Kalkowsky, gibt an: „Wir erhielten den Auftrag, die Regierungsgebäude zu überfallen, Brände zu legen, Läden zu plündern, Volkspolizisten umzulegen und überhaupt, auch mit der Waffe, gegen die Organe vorzugehen."
Es wurde nichts damit, der Deutschen Demokratischen Republik an diesem „Tag X" den Todesstoß zu versetzen. Bei der Mehrheit der Arbeiterklasse fanden die Putschisten keine Unterstützung. Ihre konterrevolutionäre Aktion wurde binnen weniger Stunden niedergeschlagen, wobei die in der DDR stationierten Sowjetsoldaten Seite an Seite mit den Angehörigen unserer bewaffneten Organe kämpften. Auch die Genossen unseres KVP-Wachbataillons leisteten ihren Beitrag. Ob nun am Ministerium des Innern in der Glinkastraße, im Stab der Kasernierten Volkspolizei, an unserem Biesdorfer Objekt oder am Druckereigebäude in der Linienstraße, wo „Der Kämpfer" durch die Rotationsmaschine lief und die KVP-Angehörigen aktuell informierte – nirgendwo gelang es auch nur einem Konterrevolutionär, einzudringen und Unheil anzurichten. Spontan fand sich in vielen Wachlokalen die im spanischen Freiheitskampf 1936/39 geborene Losung: No pasaran – Sie kommen nicht durch!
Die Szene auf dem vergilbten Foto in meiner Hand drückt die Freude und den Dank aus, daß es gelungen war, den offenen Angriff auf die Arbeiter-und-Bauern-Macht zu zerschlagen. Der Ministerrat der DDR kleidete es am 25. Juni 1953 in die Worte: „Die Angehörigen der Volkspolizei und des Ministeriums für Staatssicherheit haben im Einsatz gegen die faschistischen Provokateure treu und ohne Rücksicht auf persönliche Opfer ihre Pflicht gegenüber unserer Bevölkerung und der Regierung mit Mut, Entschlossenheit und ohne Schwankungen erfüllt."

(Fortsetzung im nächsten Heft)



Alexander Borisowitsch Suworow (UdSSR) U-Bootbesatzung im Gefechtseinsatz, 1977, Farbradierung

Zu den interessantesten grafischen Werken auf der letzten Allunionsausstellung in Moskau zählten auch die Radierungen, die der 31jährige Alexander Suworow den Matrosen der sowjetischen Seestreitkräfte gewidmet hat. Besonders beeindruckte das Blatt „U-Bootbesatzung im Gefechtseinsatz", weil es dem Künstler gelungen war, Wesentliches über die Angehörigen der sowjetischen U-Bootwaffe, die die Hauptkampfkraft der modernen Seekriegsflotte ist, auszudrücken.

Es war nicht die Absicht des Künstlers, eine bis in die technischen Einzelheiten genaue Darstellung zu geben, vielmehr strebte er danach, in freier künstlerischer Umsetzung die räumliche Enge des mit komplizierten technischen Apparaturen angefüllten Schiffskörpers und das Wirken der Besatzung als festgefügte Kampfgemeinschaft, ihr Aufeinanderangewiesensein sichtbar zu machen. Er fand dafür als beste kompositorische Lösung die Gestalt eines Kreises.

Der Kreis, wie ein Schnitt durch den Schiffskörper erscheinend, gewinnt auf dem in zarten Tonübergängen gegebenen blauen Hintergrund gleichsam etwas Schwebendes, wodurch uns die Empfindung der Unterwassersituation vermittelt wird. Im betonten Kontrast hierzu steht die harte grafisch-lineare Behandlung des szenischen Geschehens, die sowohl die Präzision des Technischen als auch die Energie und das Exakte im Handeln der Besatzung verdeutlicht, die hier in der Zentrale, dem Herzstück des U-Bootes, ihren Dienst tut.

Im spannungsvollen Zueiander von Senkrechten und Waagerechten, von Kurven, Kreisen und Diagonalen, in der grafischen Akzentsetzung von hellen bis zu Schwärzen reichenden Partien ist das Erregende der Gefechtssituation spürbar, jedoch Haltung und Gestik der Matrosen lassen nichts von Hektik erkennen. Angespannt, aber ruhig und umsichtig, erfüllen sie die ihnen gestellten Aufgaben; wissend, daß jeder auf seinem Platz für das Ganze verantwortlich ist. Und darin besteht wohl das Wesentliche der künstlerischen Aussage: Diese Männer sind nicht Anhängsel, sondern Beherrscher von komplizierter Technik. Ohne ihr Wissen und Können bliebe das ganze technische Arsenal ein toter Mechanismus. Am sichtbarsten wird dies in der Gestalt des Matrosen, dessen intelligentes, energisches Antlitz das Zentrum der gesamten Komposition bildet. Den Blick offenbar auf ein Anzeigegerät gerichtet, erfaßt er mit sicheren Händen ein Steuerrad, eine für den Gefechtsverlauf zweifellos wichtige Operation ausführend, die der Künstler durch einen Farbkreis besonders kennzeichnet. Obwohl als zentrale Gestalt deutlich herausgehoben, erscheint er nicht isoliert von seinen Genossen, sondern ist durch kompositionelle Elemente mit ihnen verbunden. So ist er beispielsweise in die Kreislinien einbezogen, die den Matrosen ihm zur Linken umgeben, der, neben einem Hydroakustiker stehend, zu einer Auswertungsgruppe gehören könnte bzw. Befehle des Kommandanten über die Bordsprechanlage an andere Gefechtsabschnitte übermittelt. Zu den möglicherweise als Nautiker tätigen Männern auf der anderen Seite führt die nach rechts schwingende Kurve eines Schalt- und Überwachungspultes, das auf die Energiequelle des Bootes, den Kernreaktor, hinweist. Jedoch läßt, wie auch in diesem Falle, der Künstler die Ausdeutung der Funktionsbeziehung technischer Details weitgehend offen, was den Spielraum für die Phantasie des Betrachters nur noch vergrößert.

Wie dem Blatt insgesamt ein dekorativer Grundzug eigen ist, der durch die Porträtmedaillons zweier bedeutender Persönlichkeiten der russischen Seefahrtgeschichte und die beiden historischen Schiffstypen noch verstärkt wird, so ordnet der Künstler die technischen Details im Sinne einer ästhetischen Gesamtwirkung. Das gilt zum Beispiel auch für die Art, wie das über dem Kopf der Mittelfigur sichtbare Gefechtsplanchette grafisch in das Kompositionsgefüge einbezogen ist. Mit diesem Gerät, dem gewichtige Bedeutung für das Ermitteln der Manöverelemente des Gegners zukommt – Erkennen von Geschwindigkeit, Kurs und Zielgröße –, verweist der Künstler auf die bestimmende Aufgabe der Besatzung: die Vernichtung des Gegners.

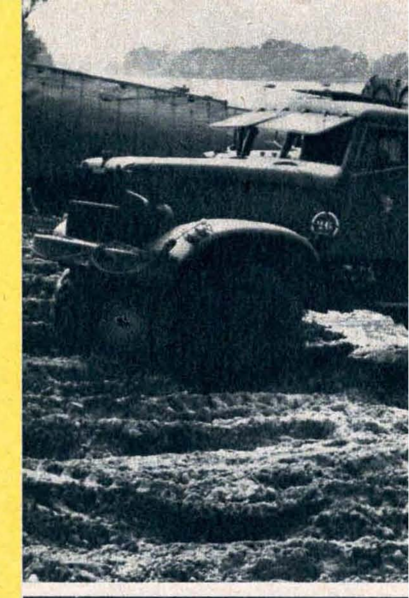
Alexander Suworow wendet sich mit seinem Werk nicht an eine kleine Gruppe von Marinespezialisten, sondern er will einem weiten Kreis von Sowjetbürgern von dem harten, verantwortungsvollen Dienst berichten, den die Männer der U-Bootbesatzungen auf den Weiten der Meere zum Schutz des Friedens leisten.

Ich bin sicher, daß seine überzeugende künstlerische Botschaft auch die Freunde der AR-Bildkunst erreichen und deren Zustimmung finden wird.

Traugott Stephanowitz



Gewußt wie!

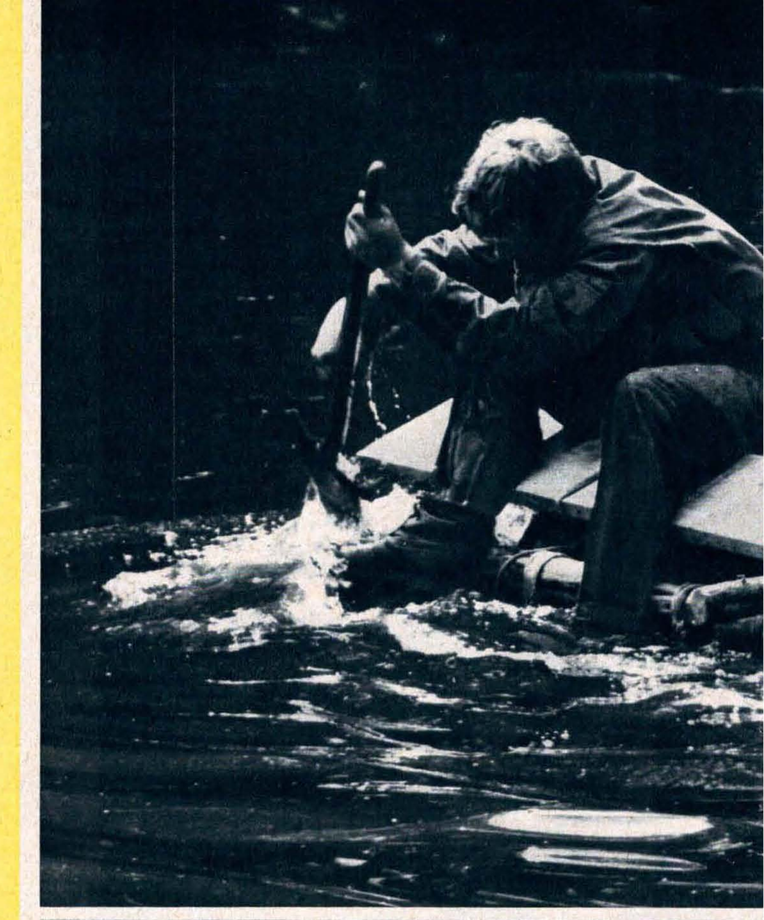


Nach der 1835 in Leipzig aufgelegten „Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände" gehören die „Pontoniers" zu dem „besonderen Corps der Pioniers". Auch „Meyers Konversations-Lexikon" zählt die Pontoniere zu den Pionieren, den „Truppen für den Genie- oder Ingenieurdienst". Getrost kann man laut Duden für Genie = schöpferische Geisteskraft setzen. Es war in der Tat so gemeint. Denn, damals wie heute, wird das ***gewußt wie*** in kritischen Gefechtssituationen, eben bei den Pionieren, oftmals recht augenfällig bestätigt, ob beim Straßen- und Wegebau, dem Sperren- und Stellungsbau, dem Sprengdienst oder an Wasserhindernissen. Noch lange sind dies nicht alle Spezies der großen Pionierfamilie, zu denen nach wie vor die Pontoniere gehören. Obwohl es auch heute ohne Pioniere nicht so recht vorwärts geht, sind sie, nach dem Militärlexikon des Militärverlages der DDR von 1971, keine Waffengattung. Sie werden als „Einheiten und Kräfte der Waffengattungen, Spezialtruppen und Dienste" benannt, denen die „Pioniersicherstellung der Kampfhandlungen obliegt". Da wissen eben die Pontoniere unter ihnen, wie man über Gräben, Flüsse und Ströme kommt.
Die Zweckbestimmung der Pontoniere hat sich also in über eineinhalb Jahrhunderten nicht geändert, doch ihre Mittel. So kommen die Pontoniere in der NVA heute mit Fahrzeugen, die über 200 PS leisten, ans Ufer geprescht. Die modernen Pontons vereinigen in sich den lange getrennten und sehr arbeitsaufwendigen Ober- und Unterbau. Wird vorher keiner der nötigen Handgriffe vergessen, gleiten die Pontons fast von selbst ins Wasser. Sie müssen dann nur noch untereinander verbunden werden. Es entstehen je nach Anzahl, Fähren oder ganze Brückenbänder. So gesehen hat auch hier die Revolution im Militärwesen ihre Spuren hinterlassen. Trotzdem wird, wie auf den ersten Bildern ersichtlich, allerdings wie eh und je, vom Pontonier Geschick und Kraft verlangt.
Die folgenden Fotos zeigen dagegen ein Pioniermilieu, wie es in den genannten Lexika des vergangenen Jahrhunderts gut und gern als Illustration zu dem Dargelegten hätte Verwendung finden können. Warum schleppen die Genossen die Balken, wo sie doch am Morgen mit den Ponton-LKW ans Ufer fuhren? Der Anlaß ist eine „Pionierstafette". Die Pontonkompanien des Militärbezirkes wetteifern darum, wer die schnellste und findigste Truppe hat. Ein willkommener Ausgleich nach angespannter Gefechtsausbildung, bei dem man sich so richtig austoben kann? Darüber gibt es keine Zweifel und ist so gewollt. Und doch sehen die „Veranstalter", die Ausbildungsoffiziere, noch einen anderen Sinn darin. Hier bietet sich ihnen die Möglichkeit, solche pionierhandwerklichen Fertigkeiten aufzufrischen, die heute nun mal in keinem Normenkatalog mehr enthalten sind.
Der Wettstreit begann mit Wurfleinenwerfen. Danach wurden Rettungsringe geworfen. Die Differenz zwischen den Auftrefforten (der Ring flog oft weiter) wurde geteilt und markiert. Dorthin mußten Balken

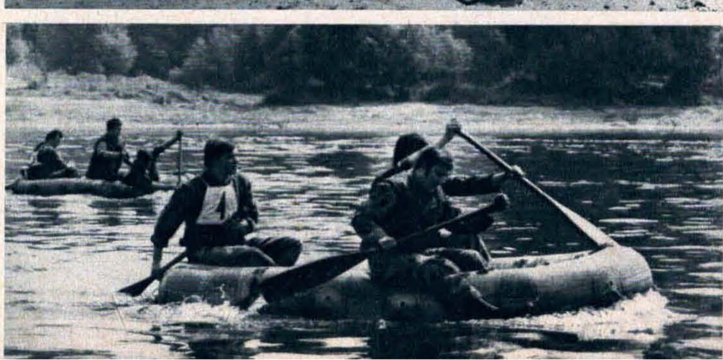




getragen werden. Diese 30×30 Zentimeter starken Brocken waren danach mittels Säge auf 5,20 Meter zu kürzen. Wer mit dem Sägen fertig war, durfte mit dem Verlegen des Balkens als Uferbalken beginnen. Mit Spaten, Spitzhacke, Schaufel und vor allem mit Wasserwaage wurde hantiert. Nur was im Lot war, nahmen die Schiedsrichter ab. Erst dann konnten die Schlauchbootbesatzungen starten. Quer über den Strom hatten sie Kurs zu nehmen. Jenseits, zu den Genossen, die Stiche und Bunde zu knüpfen und stromab ein Tonnenfloß zu bauen hatten, mit dem sie sich selbst über einen Nebenarm des Stromes bringen mußten. Als Ruderzeug blieb den Flößern nur der Pionierspaten. Am Ende dieser abenteuerlichen Fahrt warteten wieder die Schlauchbootbesatzungen auf den letzten Handschlag, als Zeichen für den Schlußspurt zurück zum rechten Ufer des Stromes. Sieger wurde die Pontonkompanie des Pioniertruppenteils Gräser. Sie benötigte für die Gesamtdistanz 36 Minuten und 15 Sekunden. Die Differenz zum zweiten Platz betrug drei, zum dritten acht Minuten.
Allgemeine Einschätzung, das *gewußt* wie, hat den Gräser's im Wettkampf manche Strafminute erspart. Ihre Konkurrenten waren nicht so geschickt. Bleibt dem noch hinzuzufügen, wohl steht dem heutigen Pionier und auch Pontonier eine hochspezialisierte Technik zur Verfügung. Aber was tun, wenn dieses oder jenes Gerät, in kritischer Gefechtssituation, nicht verfügbar ist? Mit Sicherheit greifen dann die Genossen zu Säge und Beil, sammeln sie leere Benzinfässer und schlagen sie Bäume im Uferwald. Schnell wird der fertig sein, der weiß, wie man's macht.
Bild und Text: E. Gebauer







S.-Benzin



Der Schrottdampfer

Erzählung von Hans Siebe * Illustriert von Karl Fischer

Herr Kunig war ein Mann von unbestimmbarem Alter und kaum in eine Kategorie einzuordnen; teils wirkte er bescheiden wie ein Angestellter in unsicherer Stellung, teils glich er dann aber wieder einem erfolgreichen Geschäftemacher.
Bevor er in die „Taverne" ging, warf er den Zigarettenstummel aufs Pflaster und trat auf die Glut. Statt aromatischen Weinstubenduftes empfing ihn säuerlicher Bierkneipenmief, und trotz zeitigen Vormittags waren die meisten Stühle besetzt. Kunig sah übernächtigte Gesichter in brodelndem Tabakqualm. Einige der anwesenden Damen hatten einen Teil der Nacht im Bett verbracht, ohne sich dem Schlaf hinzugeben, und musterten ihn so interessiert, wie man nach üppigem Schlemmermahl eine Speisekarte betrachtet.
Der Glatzkopf am Fenster könnte Koppisch sein, vermutete Kunig, so hatte sein Gesprächspartner sich am Telefon genannt.
Koppischs Rufnummer gehörte zu einer Annonce in der Bildzeitung: „Probleme der Familienzusammenführung erledigt für Sie risikolos..."
Kunig trank ein Stehtischbier und beobachtete einen halbwüchsigen Arbeitslosen, der den Spielautomaten mit Markstücken fütterte, und der spuckte ein paar wieder aus. Dann galt Kunigs Interesse dem Geschäftspartner in spe. Der musterte ein Autoradio, das sein Tischnachbar herüberschob, bemängelte die ihm anhaftenden Spuren eines gewaltsamen Eigentumswechsels und gab zwei Zwanziger dafür.
Herr Kunig beobachtete die geschäftliche Transaktion wohlwollend, der Verdienst lag offenbar in der Art des Einkaufs. Auch Kunig beschaffte den Nachschub seines Gebrauchtwarenhandels teilweise per Bolzenschneider und Dietrich.
Dann war der Dicke frei, und Herr Kunig schob sich auf den ledigen Stuhl neben ihm. Koppischs Schweinsäuglein taxierten seine Zahlungsfähigkeit, und Kunig zeigte eine bekümmerte Miene. Aber beide waren zu clever, um nicht ihre unsolide Gemeinsamkeit zu spüren. Sie verlieh dem Gespräch einen Hauch menschlicher Wärme.
„Es handelt sich um meinen Schwager", sagte Herr Kunig, und das apfelbäckige Gesicht seines Gegenüber drückte Anteilnahme aus.
„Vor drei Wochen ist er aus dem volkseigenen Knast entlassen worden", fuhr Herr Kunig fort, neugierig, wieviel Koppisch fordern würde. Billig war der nicht, denn der Brillant an seiner linken Wurstfingerhand schien echt zu sein. „Sechs Monate noch im Rucksack, hat er geschrieben", ergänzte Kunig recht offen.
Bruno Koppisch mimte Lauscheohr und erfuhr, daß Kunig um die Zukunft eines gewissen Ulli Zimpel bangte, richtiger, um dessen sensible Finger, die virtuos mit Nachschlüsseln umzugehen verstanden.
„Paar Monate Bauhilfsarbeiter, und seine Griffel sind versaut" verkündete Kunig düster, verschwieg jedoch, um den Preis nicht hochzutreiben, daß er vorhatte, mit Hilfe seines Schwagers künftig nicht nur Vorhängeschlösser zu knacken.
„Kein Problem", behauptete Koppisch, „den Knaben holen wir rüber". Und schloß: „Zehntausend!" Seine Miene verriet, daß handeln zwecklos war.

Kunig schluckte, obwohl er den Kurs kannte. „Sieben Riesen bei Vertragsabschluß", präzisierte Koppisch sachlich, „den Rest nach der Schleusung. Bei 'ner Organisation ist es teurer!"
Das wußte Herr Kunig; und weil er dachte, daß die Kommunisten nicht dämlich sind und einer Menschenhändlerorganisation eher auf die Schliche kamen als einem Außenseiter, der dieser Koppisch zweifellos war, erklärte er sich einverstanden. Koppisch langte einen vorbereiteten Pauschalvertrag aus der Aktentasche, in den nur noch Kunigs Name einzufügen war. Der Kopf einer Anwaltsfirma verlieh ihm Seriosität, ebenso der solide klingende Schlußabsatz, daß für beide vertragschließenden Parteien das Amtsgericht Berlin-Wedding zuständig sei. Herr Kunig zählte seufzend siebzig Banknoten à einhundert DM auf den fleckigen Kneipentisch, und Koppischs Grapschhand fegte sie croupiergewandt in die Ledertasche. Die Quittung schrieb er erst, als Kunig sie anmahnte. Der spürte, daß sein Partner kein Anfänger in diesem Metier war, und das wirkte beruhigend. „Sollte er hochgehen", sagte Bruno Koppisch, „ist die Vorauszahlung passé", sagte er. „Haben Sie ja wohl im Kleingedruckten gelesen", sagte er, „weil – dann ist auch das Schleusenfahrzeug im Eimer", sagte er und reichte Kunig seine schwabbelige Hand, wobei er mit der albernen Versicherung schloß: „Es wird schon schiefgehen!"
Bruno Koppisch blickte seinem Geschäftspartner mit undurchdringlichem Gesicht hinterher. Als Kunig die Kneipentür hinter sich schloß, bestellte Koppisch einen doppelten Dujardin, den er auf sein eigenes Wohlergehen trank, überzeugt, ein erfolgreicher Geschäftsmann zu sein. Der Kohlenplatz um die Ecke verlieh ihm ein bürgerliches Image per Ehefraugewerbeschein, denn die Behörde zweifelte seine persönliche Lauterkeit an. Doch ohne je ein Brikett in die untypisch weiße Kohlenhändlerhand genommen zu haben, wuchs sein Wohlstand beständig, was er dem Finanzamt jedoch bescheiden verschwieg.



Schon eine Stunde später wurde Kohlen-Koppisch in der Angelegenheit Kunig aktiv. Auf dem Schrottplatz stand er sinnend vor einem Gebirge aus Unfallkarossen und abgetakelten Fahrzeugen, die darauf warteten, vom Krangreifer gepackt und der Schrottpresse in den Rachen geworfen zu werden. Nach einem letzten blechknautschigen Stöhnen, Glasprasseln und Spantenknacken rutschten die vormaligen Statussymbole koffergroß in einen Eisenbahnwaggon.
Koppischs Interesse galt einem dunkelblauen Ford-Taunus, der karambolagennarbig außerhalb des Kranbereiches stand, um als Ersatzteilspender zu dienen. Doch er besaß noch den Charm einer alternden Primadonna.
Koppisch hob die Motorhaube und betrachtete die Innereien, wie er es nannte, denn er besaß einen Gesellenbrief als Fleischer, und er brummte zufrieden.
Für drei von den siebzig Kunigscheinen wechselte der Autoveteran den Besitzer und verließ, an den Kohlenplatz-Traktor geseilt, den Autofriedhof.

Nach einem ausgiebigen Frühstück stakte Bruno Koppisch steifbeinig über den Kohlenplatz und grüßte freundlich den schwarz arbeitenden Stempelgeldempfänger, der Braunkohlenbriketts in Tragekästen schichtete. Die Arbeit war so schwarz, daß sie Gesicht und Hände färbte.
Koppisch mied den ärgsten Schlamm und hüpfte wie ein Kängeruh zum Bretterschuppen, in dem eine schwache Glühbirne brannte und wo es metallisch klirrte. Hier werkelte der Rentner Max Pätzold, ehemals Autoschlosser auf einem Postfuhrhof, an dem Ford-Taunus vom Schrottplatz und belastete das Spesenkonto mit fünfzig Mark.
Koppisch sah ihm eine Weile zu und meinte schmunzelnd: „Uff's zerfetzte Polster legen wir 'ne Decke, Maxe, dann is' es der reenste Luxusdampfer. Eene Tour nach Hannover schafft der mit links!"
„Mit die Batterie nich'", behauptete Pätzold, „die is' zu schwach uff de Brust!"
In seinem Ramschfundus fand Koppisch einen passenden Akku, den er irgendwann einem Halbwüchsigen für einen Zehner abgehandelt hatte.
Pätzold machte sich Gedanken über Koppischs Spleen, ab und an einen Schrottdampfer wie diesen nach Hannover zu schicken. Die waren das Benzin nicht wert, das sie vernaschten. Seine Vermutungen behielt er aber für sich, denn es wäre um den Gelegenheitsjob schade gewesen.
Während Pätzold die schlimmsten Gebrechen des Taunus kaschierte, telefonierte Koppisch mit einem Herrn Neumann, dem er einhundert Mark für einen Botendienst in Aussicht stellte. Danach warf Koppisch sich in seinen Mercedes, vorjähriges Modell, und fuhr zum Kraftverkehrsamt.
Der Beamte begrüßte ihn wie einen alten Bekannten und wurde nicht enttäuscht, außer dem Zettel mit den technischen Daten des Ford enthielt der Umschlag, den Koppisch über den Tisch schob, einen Hundertmarkschein.
Koppischs Unkosten beliefen sich nun, einschließlich amtlicher Gebühren, auf fünfhunderteinunddreißig DM und fünfzig Pfennig. Zehn Minuten später verließ er das bürgerfreundliche Amt mit einer Ersatzzulassung und einem roten Behelfskennzeichen für eine einmalige Überführungsfahrt des Ford-Taunus von Berlin-West nach Hannover, BRD.



So verschieden waren die Menschen. Hanne Vogt, der Brigadier, schaukelte seinen muskulösen Neunzigkilokörper unter der Brause hin und her wie ein Tanzbär, um überall berieselt zu werden. Ulli Zimpel in der Dusche daneben war so spillerig, daß er kaum naß wurde.
Hanne wußte, daß Ulli, der niemanden gerade ansehen konnte, kein Gewinn war für die Brigade „Deutsch-Sowjetische-Freundschaft". Aber was sollte er machen, wenn der Parteisekretär meinte, daß kein Mensch hoffnungslos schlecht sei und in jedem ein guter Kern stecke. Vielleicht hatte Ulli seinen ausgespuckt, dachte Hanne Vogt, konnte man's wissen?
„Bist du musikalisch, Ulli?" fragte er.
„Nee. Wieso?"
„Ich dachte, Klavier oder Geige", erklärte Hanne und frottierte sich. „Du hast ausgesprochene Musikerpfötchen". Er meinte es nicht böse, aber es stank zum Himmel, daß der Neue keinen Hammerstiel ohne Handschuhe anfaßte, da nützte auch keine Anpflaumerei.
Ich habe mir die Arbeit nicht ausgesucht, dachte Ulli. Außerdem stimmten die Kohlen auch ohne sein Zutun. Aber schlimmer als ein Balken drückte auf den Schultern die unsichtbare Last, der Rucksack mit den sechs Monaten Bewährung.
Die Kumpels wußten, woher er kam, sprachen aber nicht darüber, bloß wenn einer wo was nicht fand, warf man eigentümlich forschende Blicke in seine Richtung. Daß er das Zimmer mit dem Brigadier teilte, war der dickste Hund, er träumte manchmal von Hannes wachsamen Augen, die ihn ständig an dessen persönliche Bürgschaft erinnerten. Dabei war der doch, alles in allem, eine gemütliche Haut.
Seit zwei Tagen zeigte sich nun ein Silberstreif am Horizont, und in Ullis Brust keimte eine Hoffnung. Es hatte mit dem Brief seines Schwagers Kunig begonnen. Der Inhalt war nichtssagend gewesen, aber der Umschlag hatte ein halbiertes Foto enthalten, auf dem der Schwager ganz, von der Schwester aber nur der rechte Arm zu sehen war. Ulli hatte darin keinen Sinn gefunden. Der war ihm erst klar geworden, als Kunig-Schwager abends aus Westberlin telefoniert und Andeutungen gemacht hatte. Ulli würde das ramponierte Foto einstecken, wenn er nachher zum Alex fuhr. Hoffentlich wollte Hanne nicht mitkommen. An den unsichtbaren Lasten astet man am schwersten, dachte auch der Brigadier und beobachtete argwöhnisch, wie Ulli seine beste Schale aus dem Spind langte. Der hat was vor, aber was? Vogt trug schwer an seiner Verantwortung für den Typ, der sich lässig wie eine Filmdiva mit der Spraydose unters Hemd pustete.
„Willst du weg?" fragte der Brigadevater.
„Was dagegen?" gab Ulli mit einer Stimme zurück, als sei ihm speiübel.
Vogt ärgerte sich, daß er kein Feierabendprogramm entworfen hatte, Fernsehen im Klubraum vielleicht, Sporthalle, Kino oder dergleichen.
„'ne Freundin?" fragte Hanne, der seine Ehebettfreuden, der Entfernung wegen, nur an Wochenenden genoß.
„Erraten", sagte Ulli und grinste, „von wegen biologischer Ausgleich!" Er knallte die Tür hinter sich zu und lief pfeifend zum Fahrstuhl.



Herr Neumann war Invalidenrentner, seit eine Exportkiste der Firma Siemens für Südafrika seinen linken Fuß zerschmettert hatte, daß er amputiert werden mußte. Die Prothese gab ihm ausreichende

Beweglichkeit, um seinem Hobby nachgehen und Museen besuchen zu können, oftmals in der Hauptstadt der DDR.
Der Kohlenhändler Koppisch ließ ihn gelegentlich das Angenehme mit dem Nützlichem verbinden. Der Wert der Nützlichkeit betrug jeweils einhundert DM. Bevor Herr Neumann das Naturkundemuseum in der Invalidenstraße wieder einmal besuchte, um das riesige Saurierskelett zu bestaunen, von dem er beinahe jeden Knochen kannte, fuhr er zum Alexanderplatz und ging ins Lokal „Alextreff". Wie verabredet, fächelte er unentwegt mit dem Bierdeckel und hielt den Platz neben sich frei, denn das Lokal war stark besetzt.
Ulli Zimpel entdeckte ihn, und unter dem Tisch hielten sie verstohlen die beiden Fotohälften aneinander. Das ergab ein Bild des Ehepaares Kunig. Sie tauschten, Zimpel steckte diesmal die Hälfte mit seiner Schwester ein und sein Nachbar den Schwager, um Koppisch zu beweisen, daß der Hunderter redlich verdient war.
Die halben Fotos sollten noch einmal funktionieren. Auf dem Autobahnrastplatz, den der Kurier flüsternd beschrieb, würde Zimpel sich ebenso ausweisen, und der Fahrer eines blauen Ford-Taunus besaß dann den Schwager.
Ulli Zimpel schwelgte in Zukunftsvisionen, abseits von Baustellengedöns und anderthalb Dutzend aufmerksamer Augenpaare. Weg von den sechs Monaten, die als Damoklesschwert über ihm hingen und seine freie Entfaltung behinderten. Von den Brigadetypen hatte noch keiner erlebt, wie erhebend es war, ein kniffliges Sicherheitsschloß zu überlisten, kannte keiner die nervenkitzelnde Erwartung, was eine geknackte Kassette ausspucken würde.
„Wo wollen Sie denn bei uns arbeiten?" flüsterte Neumann, obwohl es ihn nichts anging und eigentlich auch gleichgültig war. Es gab genug Arbeitslose, es kam auf einen mehr nicht an. Nur die Müllabfuhr schob Türken ab und stellte Einheimische dafür ein.
„Ick steige in ein Geschäft ein", erklärte Ulli unternehmungslustig. „Familienbetrieb."
„Na dann", sagte Herr Neumann, trank sein Bier aus und langte nach der Behindertenkrücke.



Die Wischer schafften den Regen auch im Schnellgang kaum von der Frontscheibe des Streifenwagens. Der Verkehr auf der Autobahn nach Marienborn floß spärlich. VP-Wachtmeister Schulz reduzierte das Tempo, auch gutes Reifenprofil haftete nicht mehr sicher auf der nassen Fahrbahn.
„Mistwetter", knurrte der Meister der Volkspolizei Krüger. Er saß auf dem Beifahrerplatz und starrte voraus auf die Strecke.
Auf der Überholspur röhrte ein blauer Ford-Taunus vorbei. „Der ist lebensmüde", meinte Schulz kopfschüttelnd.
„Und er fährt ohne Spritzlappen", ergänzte Krüger, als ein zusätzlicher Wasserschwall gegen die Frontscheibe prasselte. „Nun sehen Sie sich das

Fortsetzung auf Seite 52



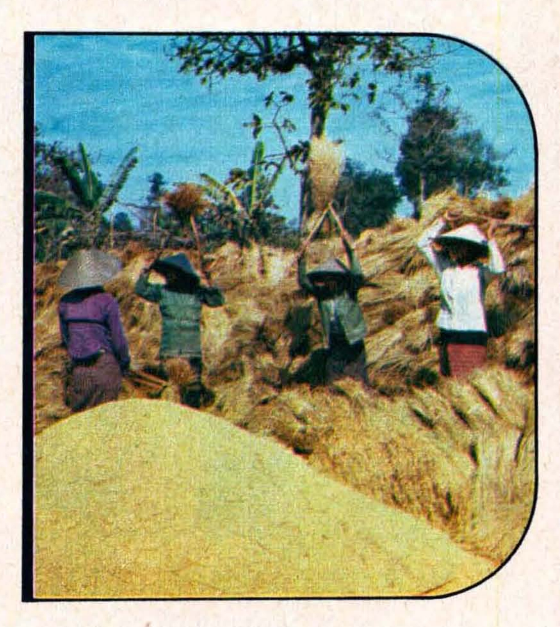
Vorposten am Mekong



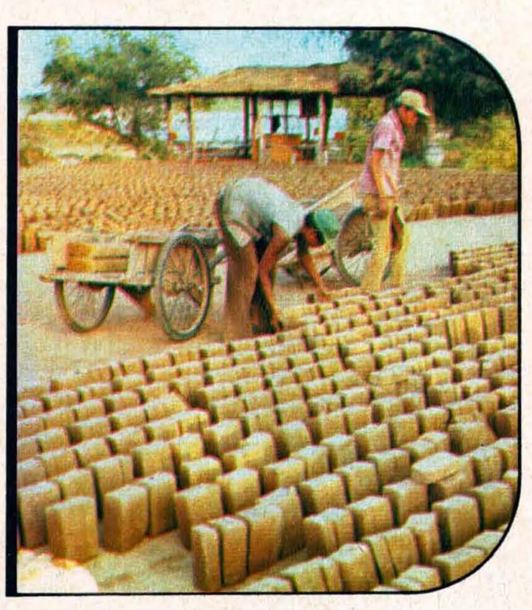
Reiseeindrücke aus der VDR Laos von Horst Szeponik (Text) und Klaus Morgenstern (Fotos)



Glutrot hängt die Abendsonne über dem Mekong, der nur durch einige Fischerboote – lange, schmale Holzkähne – belebt wird. Junge Männer und Frauen schöpfen Wasser und begießen Gemüsebeete auf dem breiten Schlammstreifen am Ufer. Vom Hotelfenster aus blicken wir über rot leuchtende Hibiscusblüten und über die Palmen der Uferstraße in Vientiane auf den Strom, der träge seine Wassermassen zum weit entfernten Südchinesischen Meer wälzt. Zu meinen Füßen liegt der drittlängste Fluß Asiens – noch größer und gewaltiger als der Gelbe Fluß, der Ganges und der Indus.
Jetzt im November hat die Trockenzeit längst begonnen. Das erklärt auch den breiten Schlammstreifen und die vielen Sandbänke im Flußbett. Während der Regenperiode von Mai bis Oktober



schwillt der hier etwa zwei Kilometer breite Mekong kräftig an, führt bis zu zehnmal mehr Wasser als jetzt. Das Mekongtal von Laos, tief in das Gebirgsland eingeschnitten, ist auch die Reiskammer der Volksdemokratischen Republik, das fruchtbarste Gebiet. Der Mekong wird oft als der Schicksalsfluß von Laos bezeichnet. Schon in der Vergangenheit bestimmte er maßgeblich die Geschicke des Landes. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts zog Prinz Fa Ngoum stromaufwärts und gründete Lane Xang, das frühfeudale „Reich der Millionen Elefanten", dessen Territorium weitgehend dem heutigen Staatsgebiet von Laos entspricht.
Im Jahre 1868 drang die Expedition des französischen Marineleutnants Doudart de Lagrée über den Mekong in das Innere Hinterindiens vor. Nachdem französische Kolonialtruppen einige Provinzen im südvietnamesischen Mekongdelta besetzt und Kambodscha (Kampuchea) das Kolonialregime aufgezwungen hatten, glaubten die Kolonialisten in dem Strom einen Wasserweg nach Südchina gefunden zu haben. Doch der Marineleutnant mußte schon bald die beiden Kanonenboote zurücklassen und in einheimische Pirogen überwechseln. Aber auch diese leichten Wasserfahrzeuge mußten weiter flußaufwärts über die zahlreichen Stromschnellen getragen werden. Der Mekong als Einfallstor nach Südchina – dieser koloniale Traum Frankreichs von einem Zugang zu großen Reichtümern wie Gold, Silber,

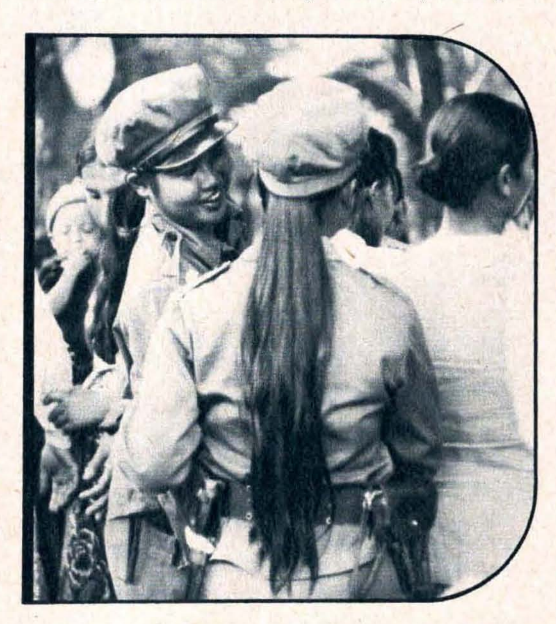


Kupfer, Zinn, Seide, Tee und anderen wertvollen Gütern war schnell ausgeträumt.
Die Expedition, die sich offiziell „Mission zur Erforschung des Flußlaufes des Mekong und zum Studium der Bevölkerung dieses Gebietes" nannte, brachte jedoch den Kolonialpolitikern Frankreichs wichtige Erkenntnisse über Laos und den Mekong, die damals weitgehend von Siam (Thailand) beherrscht wurden. Und so schrieb der französische Marineleutnant Francois Garnier, ebenfalls Teilnehmer der Expedition, in sein Tagebuch: „Es ist eine Schmach, daß wir das Gewässer bis zum heutigen Tag noch nicht Siam entreißen konnten . . . Dieser Akt der Gerechtigkeit steht noch bevor." Im Jahr 1893 gliederte Frankreich nach Vietnam und Kambodscha auch Laos seinem Kolonialreich in Indochina ein, das bis zum Jahr 1954 währte.



Schnell ist die Sonne am gegenüberliegenden Ufer verschwunden – in diesen Breiten kommt und geht der Tag schnell, es gibt keine längere Dämmerung. Unten am Wasser geistern in der Dunkelheit die Öllämpchen der Froschfänger. Drüben, auf der anderen Seite, sieht man die Lichter der Stadt Nongkhay in Thailand. Der Mekong ist auch Grenzfluß über 1 500 Kilometer. Direkt an dieser Grenze befindet

sich die Hauptstadt Vientiane. Als der laotische König Setthathirat im Jahr 1563 Vientiane zu seiner Hauptstadt erkor, ließ er sie mit einem festungsartigen Wall umgeben. Zum Schutz gegen die ständigen Einfälle aus den benachbarten Reichen. Siam fiel vor genau 150 Jahren in Vientiane ein, zerstörte die Stadt und machte die Fürsten von Mittel- und Nordlaos zu seinen Vasallen, bis sich Frankreich diese Gebiete einverleibte.
Während der amerikanischen Aggression gegen Indochina nahm Thailand eine feindselige Haltung gegen Laos ein. Die Spannungen spitzten sich zu, als die Volksdemokratische Republik gegründet wurde. Viele laotische Reaktionäre flüchteten nach Errichtung der revolutionären Machtorgane in Vientiane und den anderen Gebieten in das Nachbarland. Dort fanden sie nicht nur Aufnahme, sondern auch Unterstützung . . .
Männer und Frauen mit geschultertem Gewehr begegneten uns als wir durch das abendliche Vientiane schlenderten. Angehörige der Volksmiliz. Tagsüber waren sie uns nicht aufgefallen. Ihr Dienst beginnt am Abend, denn im Schutz der Dunkelheit sind immer wieder Spione, Saboteure und auch Mordkommandos über den Mekong in die Hauptstadt ge-



langt. Es ist auch passiert, daß thailändische Truppen Wohnviertel in Vientiane mit Granatwerfern beschossen haben.



Am nächsten Tag fahren wir in ein Dorf, südlich der Hauptstadt, direkt am Mekong. Ein Dorf, wie es für das laotische Mekongdelta typisch ist. Unter hohen schattigen Bäumen, Kokos- und Arekapalmen, zwischen Bananenbäumen, Blumen und Ziersträuchern ruhen auf bis zu zwei Meter hohen Pfählen Häuser. Sie haben so eine natürliche Ventilation in dem feuchtheißen Tropenklima. Gleichzeitig schützen diese Unterkünfte vor Hochwasser, Schlangen und Ungeziefer. Die schattige Fläche unter dem Haus bietet Platz für Geräte und Kleinvieh. Oft sieht man dort Frauen am Spinnrad oder Webstuhl sitzen. In solchen Häusern leben die Laoten seit Jahrhunderten. Ihre Wohnweise hat sich ebensowenig gewandelt wie die Bearbeitung der Felder. Französische Fremdherrschaft und US-höriges neokolonialistisches Regime konservierten vor allem die feudalistische Rückständigkeit in der Landwirtschaft, von der fast neunzig Prozent aller Laoten leben. Das Dorf heißt Mahiao und ist wie ausgestorben, nur zwei alte



Frauen und einige kleine Kinder sind zu sehen. Fast alle Bewohner arbeiten auf dem Feld.
Es ist schon um die Mittagszeit. Die Sonne brennt unbarmherzig vom Himmel. Dicht am Straßenrand bilden junge Burschen und Mädchen einen Kreis. Sie dreschen Reis. Immer wieder packen sie neue Garben, klemmen sie mit einem Bindfaden zwischen zwei Bambusstöcke und schlagen die Ähren dann auf den festgestampften Boden. Dabei fallen die goldgelben Körner heraus und türmen sich zu einem kegelförmigen Haufen.
Der Schweiß rinnt in Bächen über die Gesichter der Bauern. Der Kampf um den täglichen Reis beginnt bereits, wenn die schlammigen Felder mit dem Holzpflug bearbeitet und Setzlinge im knöcheltiefen Wasser gepflanzt werden . . . Zwischen Aussaat und Ernte hoffen und bangen die Bauern. Gibt es genügend Regen? Denn Trockenheit hat katastrophale

Folgen. Gibt es zuviel Regen? Auch Überschwemmungen können die Ernte vernichten. In Laos, das mehr als zweimal so groß wie die DDR ist und von etwa 3,5 Millionen Menschen bewohnt wird, ist genug Land vorhanden. Aber es gibt nicht genügend Arbeitskräfte für den aufwendigen Reisanbau. Deshalb fehlen noch in vielen Gebieten Bewässerungsanlagen, die eine zweite Reisernte im Jahr ermöglichen.
In Mahiao haben sich fast alle sechzig Bauernfamilien zu einer Brigade der gegenseitigen Hilfe zusammengeschlossen. Boun Tha, etwa 35 Jahre alt, ist für die landwirtschaftlichen Arbeiten verantwortlich. Er erläutert die neue Arbeitsweise: „Es beginnt mit der Bestellung. Wir pflügen gemeinsam ein Feld nach dem anderen, stecken zusammen die Setzlinge, mähen – und wie Sie sehen – dreschen wir es auch auf diese Weise. Danach wird der Reis in einen gemeinschaftlichen Speicher gebracht." Und wie wird das Hauptnahrungsmittel verteilt? „Jede Familie erhält ihre Menge, nicht nach der Größe ihrer Felder, sondern nach der Anzahl der Familienmitglieder."
Die Bauern von Mahiao weiden auch ihre Wasserbüffel gemeinsam. Sie wollen so ihre vereinigten Kräfte nutzen, um endlich einen Bewässerungskanal zu bauen. „Dann wäre eine zweite Reisernte möglich. Wir könnten die Überschüsse verkaufen und dafür bessere landwirtschaftliche Geräte erwerben", berichtet Boun Tha.
Dieses Gespräch führen wir unter einem schattigen Baum. Zu uns haben sich zwei Männer gesetzt – einer hält eine „Kalaschnikow" in der Hand, der andere hat eine M-16, eine amerikanische automatische Schußwaffe, mit der einst die von den USA abhängige königlich-laotische Armee ausgerüstet war. Beide Männer gehören zu den Volksmilizen. Gerade während der Erntezeit heißt es, besonders wachsam zu sein. Über den Mekong sind wiederholt Saboteure eingedrungen und haben die Reisfelder angesteckt. Sie töten auch Vieh oder schleppen es über den während der Trockenperiode flachen Mekong.



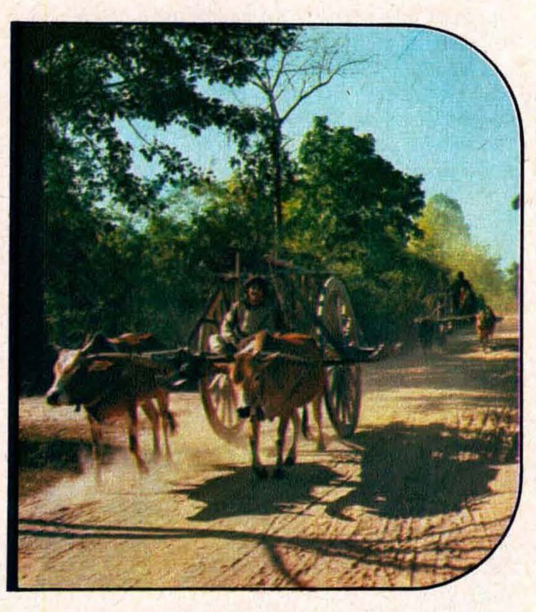
Am Rande von Vientiane stoppt unser Wagen an einem abgeernteten Reisfeld, die Stoppeln stecken in den steinharten rostbraunen Boden so fest, als hätte man sie einzementiert. An diesem Nachmittag weht ein kleines Lüftchen, und junge Männer mit entblößtem Oberkörper füllen flache Körbe mit Reis und schütteln ihn kräftig, um so die Spreu von den Körnern abzusondern.
Es sind Soldaten der Volksbefreiungsstreitkräfte, sie haben ihre dunkelgrünen Uniformblusen abgelegt. Hilfe für die Bauern bei den Erntearbeiten? „Nein, wir haben dieses einst brachliegende Feld selbst bestellt", meint ein junger Offizier. „Da unser Land noch nicht über ausreichend Nahrungsmittel verfügt, ist es eine Ehrensache, daß wir uns selbst versorgen." Die Armee baut auch Gemüse und Küchenkräuter an, züchtet Geflügel und Schweine, legt Fischteiche an. Sie folgt einer alten Partisanentradi-

tion: Auch während des langjährigen Befreiungskampfes versorgten sich die Angehörigen der revolutionären Streitkräfte weitgehend selbst oder sie halfen während der Kampfpausen den Bauern in den befreiten Gebieten. Und auch jetzt, da die Bewohner der laotischen Dörfer die ersten Schritte aus feudaler Rückständigkeit tun, wollen die Armeeangehörigen das Volk weiter unterstützen.
Wie fest diese Tradition in der laotischen Volksbefreiungsarmee verwurzelt ist, erleben wir auch an einem anderen Ort: in der berühmten Ebene der Tonkrüge. Sie liegt auf einem über 1 200 Meter hohen Gebirgsplateau und war Schauplatz zahlreicher Schlachten während des Befreiungskampfes. Champong, Hubschrauberpilot der Armee, landet sicher seine Mi-6 auf einem Feldflughafen. Während des Fluges sahen wir über weite Strecken eine von Bombenkratern aufgewühlte Landschaft: In der Provinz Xieng Khouang, wo die Ebene der Tonkrüge liegt, fielen pro Einwohner zwei Tonnen Bomben . . . Überall sind Soldaten dabei, das Land von Blindgängern zu befreien. Der oft jahrzehntelang brachliegende Boden muß erst wieder urbar gemacht werden, bevor er bestellt werden kann. Die Dörfer und Siedlungen, die während des Krieges dem Erdboden gleichgemacht wurden, entstehen wieder. Unterkünfte, Schulen, medizinische Stützpunkte und Krankenhäuser werden meist aus Bambus errichtet. Zu den ersten Siedlern hier gehören Soldaten mit ihren Familien.





Wieder am Mekong. Wir fahren über eine Piste südlich der Hauptstadt. Unser Wagen zieht eine lange rötliche Staubfahne hinter sich her. Die Straße liegt parallel zum Fluß. An unserer linken Seite wechseln Wald und Felder, zur rechten befindet sich meist Mangrovendickicht. Selten haben wir freien Einblick auf den Strom. So zeigt sich über weite Strecken die über 1 500 Kilometer lange Westgrenze der Volksdemokratischen Republik Laos.
Die Straße scheint menschenleer, aber plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, steht ein Soldat am Straßenrand, stoppt uns. Wir weisen uns aus. Dann sehen wir auch, daß er nicht allein ist. Etwas abseits von der Straße lagert eine Kolonne von fünfundzwanzig Kämpfern – Essenpause. Der Führer dieser Einheit lädt uns herzlich ein, als er erfahren hat, daß wir Journalisten aus der DDR sind. Es ist eine Patrouille, die die Grenze am Mekong sichern hilft. Wir dürfen sie ein Stück begleiten. Es geht im Laufschritt über fast unwegsame Pfade. Auf ein Kommando verschwinden die Kämpfer in Sekundenschnelle, um unerwartet wieder aufzutauchen . . .



Wir wissen nicht, was uns mehr imponiert, genaue Geländekenntnis, Disziplin, Gewandtheit oder die Ausdauer dieser Männer der Volksbefreiungsstreitkräfte, hervorgegangen aus den Pathet Lao (Freies Laos), die am 12. Januar 1949 gegründet wurden. „Unsere Länder haben eine gemeinsame Aufgabe. Wie die DDR die Westgrenze der sozialistischen Länder in Europa sichert, so bilden wir gemeinsam mit Vietnam den Vorposten des Sozialismus in Südostasien. Der Mekong ist unsere Westgrenze", sagt uns ein Offizier, der an zahlreichen Gefechten und Schlachten während des Befreiungskampfes teilgenommen hat, beim Abschied.

Vorposten am Mekong





Autogramm-Anschrift:

Vera Schneidenbach
1125 Berlin
Privatstraße 3 Nr. 40

Wenn man von einer so liebenswürdigen Künstlerin wie Vera Schneidenbach zu einem Täßchen Kaffee gebeten wird, läßt man schon gern etwas anderes sausen. Zumal dies eine willkommene Gelegenheit ist, auf Wunsch zahlreicher AR-Leser ein paar neugierige Fragen zu stellen, unter anderem solche:

Vera, Sie sind ein ausgesprochener Exportschlager aus unserer Schlagerbranche, reisen um die halbe Welt...

Wenn Sie es genau wissen möchten: In achtzehn Ländern auf drei Kontinenten habe ich gastiert, war im Orient, in Vietnam, in den europäischen sozialistischen Ländern, auch an der Drushba-Trasse. Meine weiteste Reise ging nach Kuba.

Sie sind gerade wieder von einem längeren Gastspiel zurückgekehrt?

Ja, ich war in der Sowjetunion. Zum zehnten Male übrigens. So schön und erlebnisreich es war, so schwer war es auch. Das Publikum dort ist sehr sachkundig und deshalb anspruchsvoll. Jerewan, so wußte ich, ist eine Bastion für einen Unterhaltungskünstler und schwer zu nehmen. Aber das armenische Publikum hat mir viel Sympathie entgegengebracht.

Ging es nur durch südliche Sowjetrepubliken?

Nein, die Abschlußveranstaltungen der zweimonatigen Tournee waren in Moskau und Leningrad. In Leningrad trat ich im Oktobersaal auf; der faßt viertausend Menschen. Und alle sechs Konzerte waren restlos ausverkauft.

Kompliment, Vera, das ist ja wahrlich ein schöner Erfolg. Was haben denn die Leningrader von Ihnen hören können?

Wir haben unser Programm „Zu Gast bei Vera" geboten. Wir – das sind das Manfred-Ludwig-Oktett und ich. Das Programm dauert so knapp zwei Stunden, und es ist recht abwechslungsreich. Wir bringen moderne Klassik-Adaptionen, Musical-Melodien, ausgesuchte Titel aus der DDR-Unterhaltungsmusik, etwas für die Jazz-Freunde und auch einige internationale Hits.

Kein Wunder, wenn die Leute nach den Karten Schlange standen.
Da Sie schon so oft und für längere Zeit in der Sowjetunion waren, sprechen Sie gewiß ganz gut Russisch?

Das wäre charmant übertrieben. Aber ich mache die komplette Conference in Russisch, singe einige Titel in Russisch, habe inzwischen viele Freunde dort, mit denen man sich austauschen möchte. Ich singe auch englisch und italienisch. Wenn man international bestehen will, muß man das schon bringen. Mein Standpunkt ist: Ein Interpret muß an sich arbeiten, zielstrebig und eisern, bevor er vor ein Publikum voller Erwartung und Anspruch tritt.

Ist aber nicht auch ein gerüttelt Maß Routine dabei?

Sicher. Ich bin ein gutes Jahrzehnt in diesem Beruf, da erlangt man nach etlichen hundert Auftritten schon eine gewisse Sicherheit. Aber glauben Sie mir: Das Lampenfieber ist da, immer aufs Neue.

Nun weiß ich, daß Sie erfreulicherweise recht oft in Armee-Einheiten zu Gast sind. Gefällt Ihnen das Soldatenpublikum?

Ja, sehr. Die Soldaten sind begeisterungsfähig, man spürt, daß sie sich auskennen. Es macht großen Spaß, für die Genossen zu singen. Das Soldatsein ist ja keine Sache, die man mit links erledigt. Ich weiß zum Beispiel so ungefähr, daß der Härtetest seinen Namen sehr zu Recht hat. Um so mehr freue ich mich, wenn ich Freude und Entspannung bieten kann. Aber mal unter uns: Ohne den anderen Genossen zu nahe treten zu wollen – am liebsten bin ich bei den Luftstreitkräften.

Da muß ich um Begründung bitten.

Nun, bevor ich Sängerin wurde, habe ich Flugzeugbau studiert. Und in den Ferien bin ich ins Segelflugzeug gestiegen und habe meine Runden über den Elbwiesen gezogen, mit der Klassifizierung B in der Tasche. Jeder, der die Fliegerei kennt, versteht, daß man die leise Sehnsucht danach sein Leben lang nicht mehr los wird.

Sie würden also gern mal wieder in ein Maschinchen steigen?

Und wie gern! Aber da müßte schon vorher ein geduldiger Fluglehrer ein paar Übungsflüge mit mir starten.

Wie sieht's denn überhaupt mit dem Sport aus, bleibt Zeit fürs Fithalten?

Die muß bleiben, zumindest für die tägliche Frühgymnastik. Und dann zwinge ich mich für eine Stunde ans Klavier und mache meine Stimmübungen. Da geht es über drei Oktaven bis 'rauf zum gefürchteten C. Singen ist ziemlich schwere Arbeit, auch wenn man dabei strahlend lächelt. Aber ich hänge an meinem Beruf; an meinen fünf anderen nebenbei bemerkt auch.

Welchen fünf anderen?

Ich bin doch nicht nur Sängerin, sondern außerdem noch Hausfrau, Musikredakteur, Programmgestalter,

Plauderei mit Vera



Buchhalter und Kraftfahrer. So an die dreißigtausend Kilometer im Jahr nehme ich unter die Reifen.

Obwohl Sie doch zumeist fliegen, ins Ausland nämlich?

Wissen Sie, ich halte es für wichtig, auch aus politischen Gründen, daß unsere Unterhaltungskunst im Ausland repräsentiert ist. Wir haben schließlich etwas zu bieten und können uns sehen lassen. Das ist doch ein wichtiger Grund, um auf Auslandstournee zu gehen. Zum anderen glaube ich, daß man das heimatliche Publikum vor Übersättigung bewahren sollte. Keiner mag immer die gleichen Interpreten sehen. Aber inzwischen sind die Wünsche des Publikums, mich betreffend, zu einem ansehnlichen Häufchen angewachsen. Darum habe ich kürzlich eine 40-Minuten-Fernseh-Show produziert, in der ich ein bißchen vielseitig sein kann. Und eine ganze Reihe von Gastspielen führt mich derzeit durch die Republik. Der Prophet gilt also auch etwas im eigenen Land!

Einige Leser schrieben uns, daß sie sich eine Schneidenbach-LP wünschen . . .

Die wünsch ich mir selber! In der Sowjetunion gibt es längst eine LP und zwei Singles von mir.

Gut Ding will halt Weile haben. Was hielten Sie denn mal von einem Musikfilm; damit werden wir ja auch nicht gerade überschüttet?

Tja, das sind so Träume. Vor Jahren habe ich in Rumänien in einem Krimi mitgewirkt. Ich spielte eine Spionin, die sogar erschossen wurde. Sie sehen, ich habe mich ganz gut davon erholt und würde mit Freuden in einem Musikfilm singen und spielen und tanzen und . . .

Hoffen wir das Beste. Vielen Dank, liebe Vera Schneidenbach, für das Stündchen Zeit, den guten Kaffee und alle Freundlichkeit. Und nicht zu vergessen: ein dickes Toi-toi-toi!

Es notierte: Karin Jaeger
Es fotografierte: Manfred Uhlenhut



DIE AKTUELLE UMFRAGE

Gibt es nun einen Weihnachtsmann oder nicht oder wie?

Susanne F.: Ja! Er heißt Fritz, ist 18 Jahre und wohnt in Eggesin. Viele Grüße!
Soldat Uwe: Quatsch, natürlich gibt es keinen Weihnachtsmann. Das ist immer ein verkleideter Klapperstorch.
Hauptmann Peter: Da muß ich erst in der DV nachsehen.
Barbara Z.: Nein. Aber den Klapperstorch, den gibt's. Er heißt Ingo und hat mir neulich ins Bein gebissen.
Soldat Heiner: Jaja. Ich bin's vielleicht selber. Alle sagen zu mir: „Na, du Weihnachtsmann?"
Birgit O.: Es muß einen geben. Wer soll denn sonst die Ostereier bringen?
Oberstleutnant Meier: Ob es einen gibt oder nicht, das ist nicht die Frage. Die Frage ist: Brauchen wir einen Weihnachtsmann? Das ist die Frage.
Leutnant Kurt: Also bei uns nicht! Wir haben noch nicht mal einen Kulturoffizier.
Gefreiter Ralf, FDJ-Sekretär: Wir haben das Problem sofort erkannt. Wir schlagen vor, den Weihnachtsmann aktiv in die FDJ-Arbeit miteinzubeziehen. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weihnachtsmann!

Redaktion MM: Gibt's denn nun einen Weihnachtsmann oder will's nachher wieder keiner gewesen sein?

WAS IST SACHE?



„Ich lach' mich tot! Das soll 'ne Richtung sein?"



SPRUCH-WEISHEIT

Reisende Leute soll man nicht aufhalten, murmelte Gefreiter Müller, als er mit Händen in den Hosentaschen durch die Stadt lief und plötzlich eine Streife auf sich zukommen sah.

NEUJAHRSWUNSCH





Bei der Armee wird man ein ganz schön vielseitiger Mensch. Gleich nach dem Aufstehn bin ich Sportler, danach Bettenbauer und Putzer, auf dem Weg ins Gelände Marschierer und Träger, bei der Ausbildung Schütze, Kletterer, Beobachter, Erdarbeiter, Melder, Sanitäter, Topograf, dreimal täglich Essenteilnehmer, bei Krankheit Patient, in der MHO Kunde und in der Bibliothek Leser, beim Tagezählen Rechner, ferner Schneider, Wäscher, Postempfänger, Schreiber und (wenn ich Glück habe) am Abend Ausgänger. Diese Vielseitigkeit sollte man im neuen Jahr auch mal würdigen!
Soldat Jens-Uwe

Heimweh

Im Kursbuch liest er, Fahrkarten schießt er.

NEUES VON FAMILIE KÖNIG





Kinderlied

Hoppe, hoppe Reiter,
mein Papi ist Gefreiter,
und wenn er kommt,
dann schreit er
die Mami immer an.





Leere Versprechung
Kürzlich sagte unser Spieß vor versammelter Mannschaft: „Nun wollen wir den Spieß mal umdrehen!" Das tat er aber nicht. Und wir hatten uns schon so drauf gefreut!
Soldat W.

Jung gefreit
Mein Verlobter ist gestern befördert worden. Nun bekommt er natürlich auch mehr Taschengeld von mir, weil er ja höhere Repräsentationskosten hat. Ist das nicht schön? Ich bin richtig stolz auf meinen Gefreiten.
Elvira R.

Uniformfragen
An der Armee stört mich eigentlich nur die Uniform.
Wo ich doch immer Jeans trage!
Rainer K.

Naja, jeder muß halt mal die Uniform wechseln.

Gruppentherapie
Die Gruppe Karat find' ich ja auch ganz gut. Aber jetzt liest man immerzu von neuen Gruppen. Bald werden alle in Gruppen sein, und ich stehe dann ganz alleine rum. Ich will auch eine Gruppe haben! Wer macht mit unter dem Motto: Das Salz in der Suppe – Fritz Meier und Gruppe!
Euer Fritz Meier

Lächerlich
Wenn das MM ulkig sein soll, dann heiße ich Franz. Da kann ich ja nur lachen. Otto B.

Lieber Franz B.! Wir freuen uns, daß Sie noch was zu lachen haben.

Kraftakt
Also, ich habe da Bilder gesehen von Udo Beyer, das ist ja ein toller Mann. Und so schön kräftig. Gibt's den eigentlich wirklich?
Bettina G.

Medizinisches Phänomen
Immer wenn ich Soldaten beim Marschieren singen höre, staune ich, wie spät heutzutage trotz früherer Akzeleration der Stimmbruch einsetzt.
Medizinalrat Dr. K.



Auflösung
des Mini-Kreuzworträtsels in Heft 9/78.
Waagerecht: 1. Armee, 4. Erika, 5. Theke. Senkrecht: 1. Agent, 2. Meile, 3. Etage

Kleinanzeigen

TAUSCH
Biete: Bandwurm
Suche: Bandmaß
Nur ernstgemeinte Zuschriften über MM 8100

VERKAUF
Wegen Entlassung preiswert abzugeben: 10 Dosen Schuhcreme, schwarz; 36 Kragenbinden, schwarz; 2 Kartons Briefpapier, unbenutzt; 1 Karton Briefpapier, einseitig beschrieben; 1 Paar lange Unterhosen, angerauht, neuwertig.
Anfragen über MM 8101

SUCHANZEIGE
Anhänger gesucht! Interessenten melden sich schriftlich beim FCV, Frankfurt/Oder.

VERSCHIEDENES
Suche lieben Weihnachtsmann für die Nacht vom 24. zum 25. Dezember. Nur ernstgemeinte Zuschriften über MM 8102, Stichwort „Heidi".

DIENSTLEISTUNG
Wer schreibt für mich Weihnachts- und Neujahrskarten? Angebote über MM 8103, Kennwort „Soldat Udo".

MM 4/78 TYPENBLATT

**Windel-Wartburg
WW 353a de luxe**



Bitte vormerken!
1.1.1979 Neujahr.
Noch 365 Tage bis Silvester.
(Übrigens: Das Jahr fängt gleich mit 'nem Montag an.)

Übrigens
...setzte neulich ein Springer einen King matt. Im Schach.

Ich kenn' eine süße Puppe,
die versalzt mir immer die Suppe.
(Wie der Koch in unserer Truppe.)



Nur ein bißchen Hitler?



In einem Keller in der Geltorfstraße im kleinen BRD-Dorf Witterschlick treffen sich regelmäßig acht Jungen, so um die vierzehn, fünfzehn Jahre alt. Sie nennen sich „Ypsilon". Bei ihren Treffs schmieden sie Pläne, malen sich die Zukunft aus. Und dabei spielen Waffen und ihr Einsatz eine große Rolle. Entsprechende Literatur und Anschauungsmittel haben sie zur Hand.

„Ypsilon" ist einer von Hunderten Bundeswehr-Fan-Clubs, die in der BRD in jüngster Zeit wie die Pilze aus dem Boden geschossen sind – „in den Städten, aber auch und vor allem in den kleinen Orten auf dem Lande". Ihre Mitglieder sind, wie es heißt, gegenüber der Bundeswehr „positiv eingestellt". Sie wollen sich übers Soldatsein in den BRD-Streitkräften „informieren".

Gesprächsstoff bei ihren Zusammenkünften liefert ihnen unter anderem die „infopost". Ein vierseitiges, buntes Blättchen, das extra „für Schüler und Auszubildende" vom Streitkräfteamt der Bundeswehr produziert wird.

„7 Mann und ein Befehl", „Keine weiche Welle für Einzelkämpfer", „Viel Munition – heiße Sohlen", „Untrennbare Raubkatzen: ‚Leopard' und ‚Marder'" – das sind so die Schlagzeilen der „infopost". Und die „simpelpeppigen Geschichten" dazu „zielen und treffen haargenau: auf technisches Interesse, Sehnsucht nach Abenteuer – und natürliche Aggressionslust". Das schätzte die BRD-Zeitung „Vorwärts" ein.

Es sei ein „merkwürdiger Umstand", wunderte sich die „Stuttgarter Zeitung", daß „Jugendliche neuerdings Abba, Rod Stewart und Udo Lindenberg beiseite legen" und statt dessen in Kellern zusammenhocken und nach „infopost"-Vorgaben vor „Leopard"-Posters träumen, Verbandsabzeichen und Panzermodelle tauschen, über Kampftechnik und Kriegshandwerk debattieren. Doch was soll an diesem Umstand eigentlich so merkwürdig sein? Man könnte ja fast glauben, die Redakteure der „Stuttgarter Zeitung" lesen weder ihr eigenes noch andere Blätter der BRD. Oder haben sie so wenig Vertrauen in die Wirkung ihrer eigenen Propaganda?

Die acht Witterschlicker jedenfalls haben schon ihre Gründe, warum sie Berufssoldaten bei der Bundeswehr werden wollen. Der vierzehnjährige Ralf Manns beispielsweise, der Gründer von „Ypsilon", will „das Vaterland verteidigen, wenn die Russen kommen". Denn – „das sind nun mal andere Menschen als wir". Auch Ralf Hilderhaus von einem Koblenzer „Info"-Club ist mit seinen fünfzehn Jahren von einer „Bedrohung aus dem Osten" überzeugt, weil nämlich „die dort rüsten und rüsten und das Zeug irgendwann mal abschießen müssen". Woher die Jungen das haben? Merkwürdig? Aber das steht doch jeden Tag genauso nicht nur in der „Welt".

Es gibt da aber auch noch einen anderen Grund dafür, daß sich in der BRD Jungen in diesem Alter so stark für die Bundeswehr interessieren. Auf Helmut Rötzheim, ebenfalls von „Ypsilon", übt sie beispielsweise deshalb große Anziehungskraft aus, weil er sich von ihr „eine sichere Existenz" erhofft. „Angst um die berufliche Zukunft – Lehrstellenmangel, Arbeitslosigkeit, Numerus clausus – ist heute" in der BRD, wie der „Vorwärts" feststellte, „schon ein Problem der 12- und 13jährigen". Diese Erscheinung der imperialistischen Gesellschaft nutzt nun nicht zuletzt die Führung der BRD-Streitkräfte immer stärker aus. Von den Bonner Werbematerialien werde auch diese „Weichstelle" exakt getroffen. „So manch einer der ängstlich Arglosen wurde auf diesem Wege zum Bundeswehr-Fan", hieß es.

Rund zehn Millionen DM steckt das Ministerium auf der Bonner Hardthöhe jährlich in die Nachwuchswerbung nach Art der „infopost" – „Leutnant Winnetou im Kampfpanzer". Es waren nicht eben Kommunisten, die meinten, das sei „eine gezielte Verführung Minderjähriger durch das Streitkräfteamt". Und – es ist überhaupt „nicht verwunderlich, wenn die Mitglieder der Fan-Clubs leichte Beute von Konservativen, Reaktionären oder gar Faschisten werden".

Es wäre ja wohl auch nicht das erste Mal, daß so etwas passierte. Hatten nicht damals, Anfang der dreißiger Jahre, auch Angst um die Existenz und vor den „Bolschewiken" Tausende den Nazis in die Fänge getrieben? Wenig später schrieen sie nach dem „totalen Krieg".

Dreiunddreißig Jahre nach der totalen Niederlage, im Frühjahr 1978, vertrat bei einer Befragung jeder vierte BRD-Bürger die Auffassung, „daß der Nationalsozialis-


infopos
Hitler zum Idol
kungen des Hitler-Fi
onal•Zeit
Gebt H

mus im Grunde eine gute Sache war, die nur schlecht ausgeführt wurde". Und sogar Elfjährige finden, wenn sie nach Hitler befragt werden, daß es damals besser als heute war. „Wenn wir in Hitlers Zeiten leben würden, glaube ich jetzt auch, daß es dann weniger Arbeitslosigkeit geben würde."
Etwas anderes über den Faschismus hören sie auch nicht, nicht zu Hause und erst recht nicht in der Schule. Und so sind eben junge BRD-Bürger davon überzeugt, daß „wir direkt ein bißchen Hitler brauchen" könnten. Gegen die Arbeitslosigkeit, gegen die „roten" Terroristen, gegen die „Bedrohung aus dem Osten"...

Bis Anfang dieses Jahres hatte sich in der BRD die Zahl der neofaschistischen Organisationen, Verlage und Vertriebseinrichtungen auf 148 erhöht. Das ist gegenüber dem Vorjahr eine Steigerung von 24 Prozent. Sie geben 121 regelmäßig erscheinende Zeitungen und Zeitschriften heraus. Die „Nationalzeitung", das größte und aggressivste Naziblatt in der BRD, liegt auch in den Bundeswehrkasernen aus.

Junge BRD-Bürger folgen diesem Trend, weil in ihren Augen die neofaschistischen Organisationen die einzigen sind, „die in diesem Lande entschlossen gegen den Kommunismus eintreten und für eine Neuvereinigung Deutschlands ohne rote Kommunistenfahne kämpfen". Dafür tragen sie fanatisch die schwarzweißrote. Das sei ja eine „sehr alte Fahne". Die könnte man ruhig zeigen. „Traditionsverbände zeigen sie auch. Zum Beispiel ‚Stahlhelm' und andere Soldatenverbände." Außerdem meinte ein junger Mann, der bei einer Demonstration der Neonazis mit faschistisch-braunem Halstuch und schwarzweißroter Armbinde auftrat, das seien nun mal die Farben des Deutschen Reiches. „Und wir tragen diese Farben, weil uns das eben genehmigt ist durch unsere Verfassung, in der es also heißt, daß das Deutsche Reich nach wie vor weiter besteht nach 1945, und zwar in den Grenzen von 1937." Und solche Leute wollen „die gesamtdeutsche Einheit" wiederherstellen, indem „wir bewußt hart gegen die Zonen-Menschen drüben vorgehen".

Den Jugendorganisationen dieser Neofaschisten haben sich bisher über zehntausend junge BRD-Bürger angeschlossen. Die meisten Offiziersbewerber für die Bundeswehr kommen aus solchen Kreisen. Ihnen ist in den Streitkräften der BRD tatsächlich „eine sichere Existenz" gewiß.

Denn weder faschistische Gesinnung oder gar die Mitgliedschaft in einer neonazistischen Partei wie der NPD käme, wie von der Bundeswehrführung erklärt wurde, als Entlassungsgrund für Offiziere in Frage. Die Aktivitäten dieser Partei, die unter anderem darauf gerichtet sind, ein „Deutschlandtreffen" der Neonazis „möglichst bald in Frankfurt/Oder" durchzuführen, sind ja nach der BRD-Verfassung durchaus nicht „feindseliger Art".

Strafbar ist in den Gefilden der Bundeswehr hingegen, was sich beispielsweise der einunddreißigjährige Stabsarzt Reinhold Bremberger erlaubt hat. Am 28. Juli 1977 unternahm er mit anderen Offizieren des Standortes Soest eine Stadtbesichtigung. Im Anschluß daran besuchten sie den Gasthof „Pilgrim-Haus", das älteste Gasthaus Westfalens. Nachdem sich die Herren in die entsprechende Stimmung getrunken hatten, fingen sie an zu singen. „Sauflieder", sagte der Stabsarzt. Dann stimmte ein Leutnant an: „Wenn bei Danzig die rote Flotte im Meer versinkt... rollen deutsche Panzer in Moskau ein, dann wird endlich Frieden in Europa sein." Einige Gäste fanden das nicht ganz passend zur gediegenen Bürgerlichkeit des Hauses. Die Herren Offiziere zogen sich wohl oder übel zurück. In einem Rundschreiben des Offiziersheim-Vorstandes hieß es später: „Unsere ‚Officer-singers', nach der Besichtigung kaum zu halten,

Nur



konnten ihre melodischen Weisen im Offizierskasino ohne störende Zwischenbemerkungen eines gesangfeindlichen Publikums bis zur ,Fast'-Vollendung üben . . ."
Dem Hauptmann Bremberger wird danach eine Arreststrafe aufgebrummt. Nicht, weil er zu den „Officer-singers" gehört hätte. Nein, er hatte sich bei seinem Vorgesetzten über diesen Vorfall empört und auch die Öffentlichkeit davon informiert.
Fünf Tage Arrest bekam auch der Wehrpflichtige Holger Griebner von der 5. Kompanie des Panzergrenadierbataillons 182 in Bad Segeberg. Er hatte in Uniform an der Maikundgebung der BRD-Gewerkschaft teilgenommen.
Von einer Bestrafung in einem anderen Fall wurde dagegen nichts bekannt. Da hatte man den jungen Rekruten des 3. Zuges der Ausbildungskompanie 4/5 des I. Korps das Angriffsziel so zugewiesen: „Marschiert nach Stalingrad! Vor uns die russische Weite, hinter uns das Großdeutsche Reich!"
Mit Freispruch endete vor dem Jugendschöffengericht in Rheine ein Verfahren gegen zwei Soldaten vom Jagdbombergeschwader 36, die während des Wachdienstes mit „Heil Hitler!" gegrüßt hatten.
Abgelehnt wurde auch die Bestrafung eines zweiundzwanzigjährigen Stabsunteroffiziers von der Pionier-Panzer-Kompanie 220 aus der Kafreit-Kaserne in Branneburg.

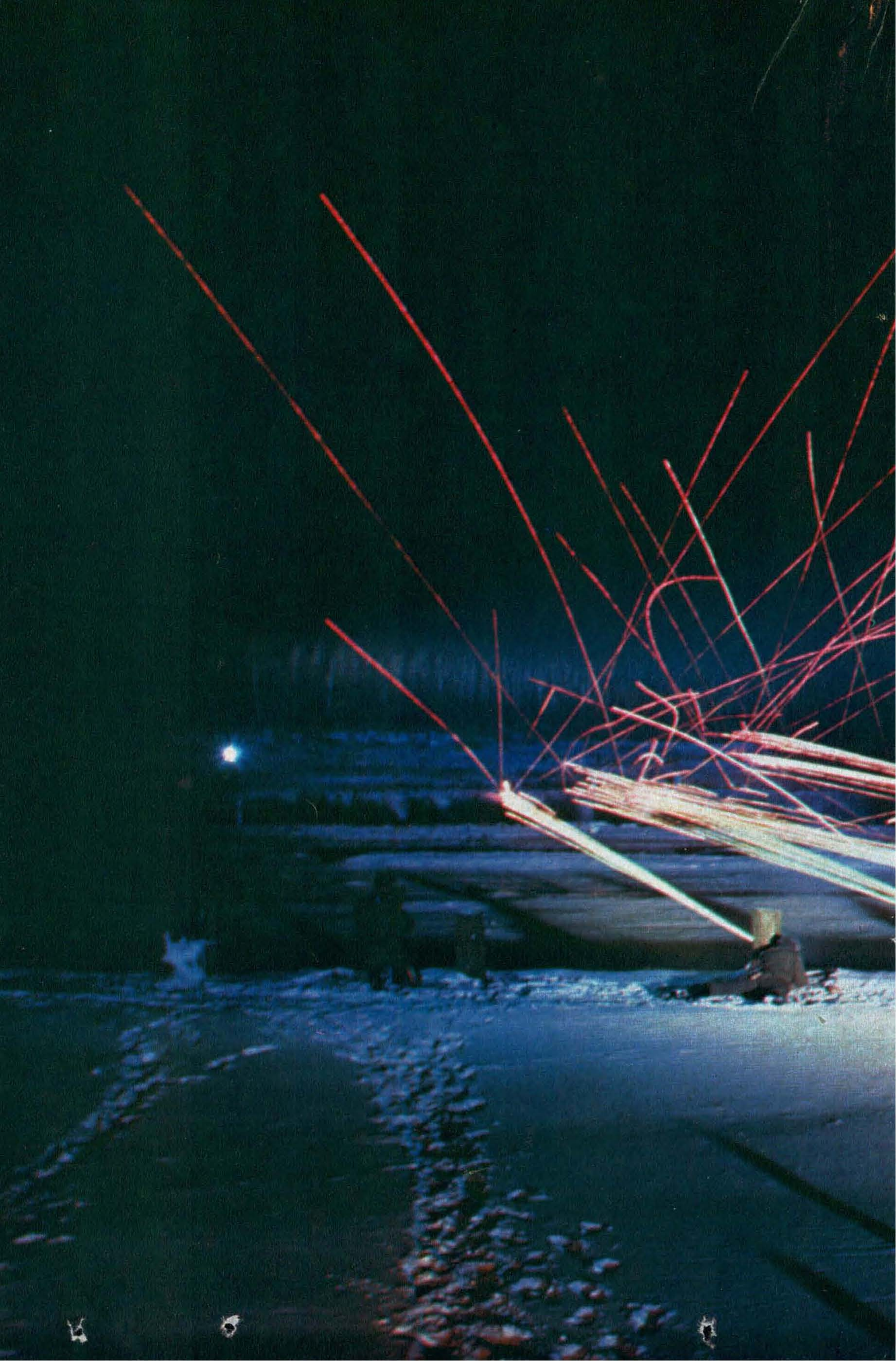
ein bißchen Hitler?

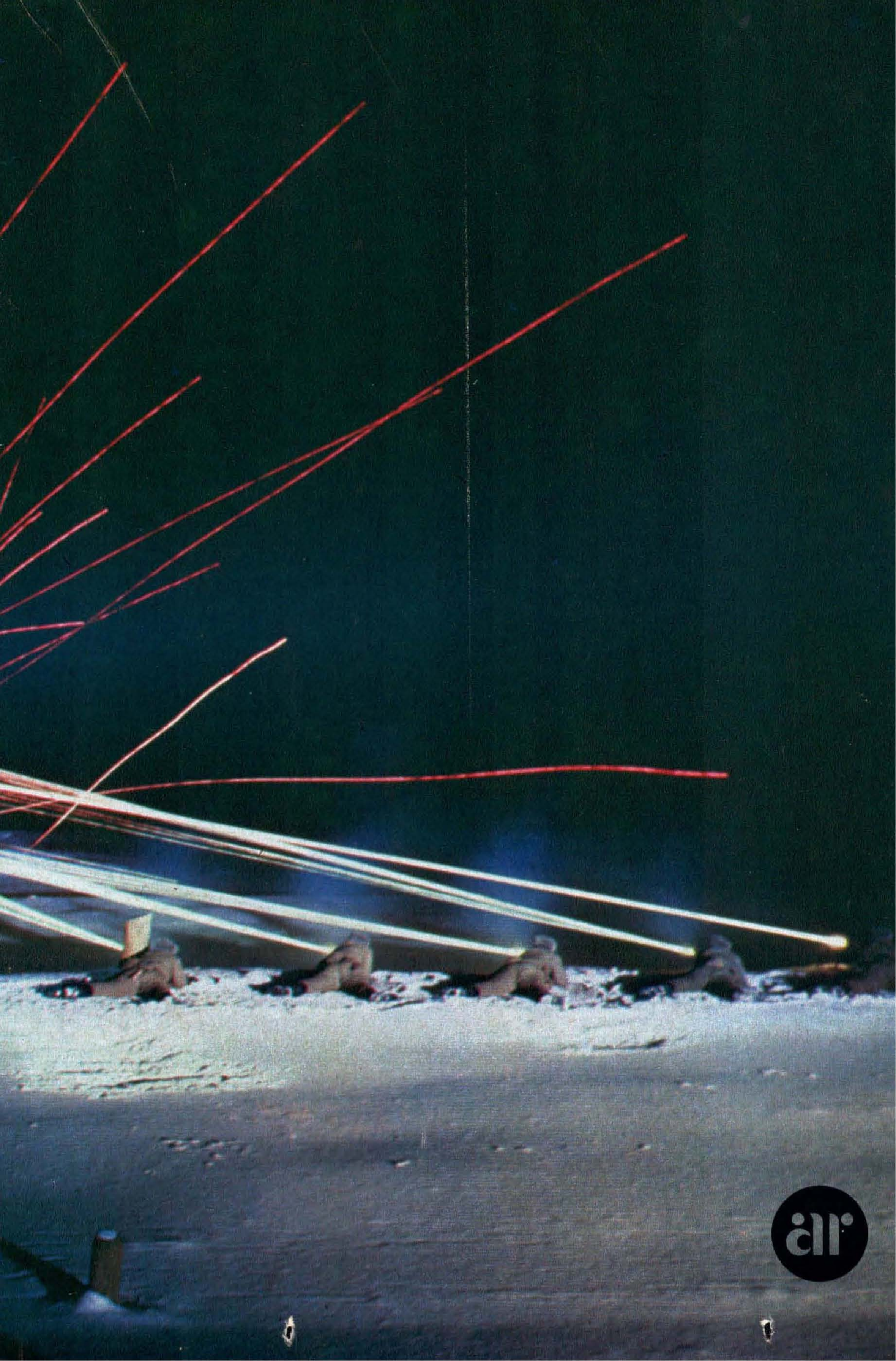


Zu seinen Ausbildungsmethoden gehört die Frage, was das wichtigste Werkzeug eines Bundeswehr-Pioniers sei. Darauf antwortet er dann selbst: „Das ist die Kombizange, die wir brauchen, um den toten Russen die Goldzähne auszubrechen." Denn: „Wenn ich schon mein Leben für das Vaterland einsetze, muß dabei auch etwas für mich herausspringen." Und schließlich riet er seinen Kameraden, nur auf die Körper der Feinde zu schießen, damit die Goldzähne nicht beschädigt würden. Auch die Brieftaschen der Toten sollten nicht vergessen werden.
Diese Bundeswehr nun ist nicht nur für den fünfzehnjährigen Christoph Herges, Gründer und Vorsitzender der Koblenzer Bundeswehr-Fan-Clique, „ein Hobby". An den Wänden seines Zimmers finden sich neben Abba-Posters die von Panzern, hängen alte Waffen und ein Patronengurt fürs Maschinengewehr. Unter der Zimmerdecke pendelt ein „Phantom"-Modell. Auf seinem Papierkorb ein CDU-Aufkleber. Ab und zu begleitet Christoph seinen Vater, wenn der zum Schießen bei seiner Reservisten-Kameradschaft geht. Doch Christoph Herges und auch die anderen Tausenden Bundeswehr-Fans, so beteuert es jedenfalls Oberst Josef-Maria Hoffmanns, SPD-Mitglied und Nachwuchsmanager im Streitkräfteamt, seien beileibe „keine Kommißköpfe". Und gar von faschistischen Tendenzen will der Herr Oberst verständlicherweise erst recht nichts wissen – „höchstens mal Soldatspielen".
Bundeswehr-Fans spielen also nur mal ein bißchen Manöver, nur mal ein bißchen Krieg. Und – in den „Info"-Clubs werden auch mal „Führer-Ansprachen" gehalten und Abzeichen der faschistischen SS getragen. Nur ein bißchen Hitler?

Hauptmann K.-H. Melzer

Gestaltung und Fotografik: Sepp Zeisz
(Vorlagen: DDR-Fernsehen – Gruppe Dr. Katins; Archiv)




ar

Der Schrottdampfer

Fortsetzung von Seite 35

an!" Dem Ford war die Auspuffhalterung abgerissen, das Rohr berührte wippend und funkenstiebend die Betonbahn.
„Westwagen", sagte Schulz, „rotes Überführungskennzeichen. Da, das Vorderrad, Genosse Krüger!" Er zog auf die Überholspur hinüber, und der Streifenführer sah, daß das linke Vorderrad des Autoveteranen gefährlich seitlich ausschlug. „Das darf doch nicht wahr sein", ereiferte sich Schulz, „mit dem Schrottdampfer hundert?"
„Überholen und stoppen!" befahl Krüger.
Verdammt, das war ein Streifenwagen, dachte Axel Richter, ehemals Kontorist der Firma „Helbig und Co – Sanitärwaren", zur Zeit arbeitslos, mit einer dumpfen Ahnung von kommendem Unheil. Er hatte Koppischs Offerte nicht widerstanden: Fünfzehnhundert Mäuse dafür, daß er den Ford nach Hannover schaukelte, zahlbar bei Ankunft. Natürlich besaß die Sache bei soviel Moos einen Haken – und der hatte mit einem halben Foto als Fahrkarte auf einem Autobahnrastplatz gewartet.
Axels Bedenken hatte Koppisch wider besseres Wissen mit dem Hinweis auf das Transitabkommen zerstreut. „Von wegen in den Kofferraum kieken, dürfen die gar nicht!"
Nun war Richter nicht mehr so sicher. Da war der Streifenwagen vor ihm, und ein Uniformjackenarm stukte den Befehlsstab nach unten. „Scheiße!" fluchte Axel Richter.
„Im Transitverkehr wird doch nicht kontrolliert, oder?" fragte er lässig den Uniformierten, der sich als Meister der Volkspolizei Krüger vorstellte.
„Dies ist keine Kontrolle", erwiderte der höflich, „ich weise Sie nur darauf hin, daß Sie den Auspuff verlieren, außerdem schlägt das linke Vorderrad gefährlich!"
„Bis Hannover komme ich schon", versicherte Richter.
„Das glaube ich nicht", sagte Krüger, der sich gebückt und am Vorderrad gerüttelt hatte. Der strömende Regen schien ihm nichts auszumachen. Die Lager waren ausgelaufen, alle übrigen auch, stellte Wachtmeister Schulz fest.
‚So fahren Sie nicht weiter", bestimmte der Meister der Volkspolizei. „Voraussetzung für die Benutzung unserer Straßen ist ein verkehrssicheres Fahrzeug, dieses weist erhebliche Mängel auf. Sind Sie der Fahrzeughalter?"
Richters angstschweißiges Gesicht wurde käsig. Mit zittrigen Fingern wies er die befristete Zulassung vor, für eine einmalige Überführungsfahrt von Berlin-West nach Hannover, BRD. „Tut mir leid", erklärte Krüger, „der PKW gefährdet die Sicherheit der anderen Verkehrsteilnehmer, er wird sofort stillgelegt!"
„Mann, mit dem Schrottdampfer hundert", wunderte sich Wachtmeister Schulz noch einmal und erntete von seinem Streifenführer einen ungehaltenen Blick.
Der Ford-Taunus rollte zehn geschobene Meter auf den Fahrbahnrand und sollte sich von hier aus nicht mehr auf eigenen Rädern bewegen.
Der Fahrer lehnte mit bleichem Gesicht am Wagen und kämpfte mit Atembeschwerden. Er setzte mehrmals zum Sprechen an, fand aber nicht die passenden Worte. Dann sanken seine Schultern resignierend herab.
„Ich hätte mich nicht darauf einlassen sollen", flüsterte Axel Richter kaum vernehmbar. „Im Kofferraum ist einer drin!" Krüger und Schulz wechselten einen verblüfften Blick. Und dann kletterte ein steifbeiniger Ulli Zimpel unter der geöffneten Kofferraumklappe hervor in den strömenden Regen. Sein Gesicht war aschfahl, seine Hände zitterten, und die Knie waren so weich, daß er sich am Wagen festhalten mußte, um nicht umzusinken. Seinen Augen war der endgültige Abschied vom Ganovenleben mit all seinen Risiken abzulesen. Da durchbrach die Sonne die leergeregneten Wolken, und Ulli Zimpel schloß geblendet die Augen. Mit heftigem Bedauern dachte er an Hanne Vogt, dem er eine Ansichtskarte vom Westberliner Funkturm hatte schicken wollen. Er schluckte grenzenlos enttäuscht.



Im holzgetäfelten Amtszimmer einer Bundesbehörde, die in dieser Stadt eigentlich nichts zu suchen hatte, saß Koppisch wartend vor einer Schreibtischfestung. Hinter seiner wulstigen Stirn bewegte er Zahlen.
Von den siebentausend DM, laut Vertrag verfallen, waren als Unkosten fünfhunderteinunddreißig fünfzig abzuziehen, dazu einhundert DM für den Kurier Neumann, siebenundzwanzig fünfzig für Benzin sowie zweihundert Piepen Vorschuß an Richter, der blank gewesen war.
Letzteres wurmte Koppisch, weil – er würde einige Jahre warten müssen, ehe er sie zurückfordern konnte, da der Auftrag nicht ausgeführt worden war. Die Gesamtunkosten betrugen achthundertundneunundfünfzig DM.
Hinter dem Schreibtisch erklang ein Räuspern, danach eine markige Stimme: „Trotz schmerzlicher Rückschläge lassen wir uns nicht entmutigen und treten weiterhin streitbar für unser humanes Anliegen ein! Den Verlust, der Sie mit der Einbuße Ihres PKW betroffen hat, verehrter Herr Koppisch, helfen wir tragen. Aus unserem Sonderfonds. Sagen wir – zwotausend?"
Bruno Koppisch beantwortete den Frageblick dankbar nickend und nahm gerührt den Scheck entgegen.

Flieger-abwehr-kanonen

Die zunehmende Verwendung von Aufklärungs-, Jagd- und Bombenflugzeugen, die in immer größerem Umfang auch im tiefen gegnerischen Hinterland handelten, führte im Verlaufe des ersten Weltkriegs bei allen Streitkräften dazu, Geschütze und Maschinengewehre provisorisch zur Luftabwehr einzurichten. Vorwiegend waren leichte Feldgeschütze für diese Zwecke zur Anwendung gekommen. Man setzte sie auf eine drehbare Unterlage und diese wiederum auf einen kleinen Erdhügel oder auf Holzgestelle, um sie gegen Luftziele richten zu können. Wesentlich günstiger war die Lösung, die der junge Konstrukteur der Putilow-Werke, F. F. Lender, bereits bei Kriegsbeginn verwirklicht hatte. Das zur 76,2-mm-Flak, Modell 1914, weiterentwickelte Feldgeschütz wurde auf einen LKW montiert. Diese Variante ging später verbessert als sehr bewegliche Fliegerabwehrwaffe, Modell 1915, mit größerer Schußhöhe und geringerer Masse in die Bewaffnung der russischen Truppen ein.

Dieses Modell zählte auch zu den ersten Fla-Waffen der jungen Roten Armee, die von den zaristischen Streitkräften lediglich 335 Geschütze (die Ausrüstung von 37 Flak-Batterien) übernehmen konnte. Darunter befanden sich 37 Kanonen auf Fahrzeugen. Wie sehr das zaristische Regime auch dieses Waffensystem – neben Panzern, Kampfflugzeugen und anderen – unterschätzt hatte, zeigt der Vergleich mit dem Fla-Bestand anderer Länder zu jener Zeit. So verfügten Frankreich über 872, Deutschland über 2558, England über 800 und Italien über 1100 Flak-Geschütze.

Noch bevor von 1924 bis 1927 die erste militärtechnische Reform in den sowjetischen Streitkräften anlaufen konnte, modernisierten die Konstrukteure die alten 76,2-mm-Flak-Geschütze zum Modell 1918. Der nächste Schritt auf dem Wege zu einer starken Luftabwehr bestand darin, die vorhandenen Fla-Waffen mit Hilfe spezieller Anhänger beweglicher und standsicherer werden zu lassen. Außerdem konnte durch die wachsende Leistungsfähigkeit der Industrie der Bestand von 214 Flak-Geschützen 76,2 mm (1925) auf 575 im Jahre 1928 erhöht werden. Zwei Jahre später erhielt eine Konstrukteursgruppe den Auftrag, die 76,2-mm-Flak radikal zu modernisieren, insbesondere was Schußfolge und Schußhöhe betraf. Das Ergebnis war die 76,2-mm-Flak, Modell 1931, die als Ausgangspunkt zahlreicher sowjetischer Fla-Waffen anzusehen ist. Das Geschütz wurde als Modell 1935 und schließlich als halbautomatische Flak, Modell 1938, weiter verbessert. Es wurde auch zur Ausrüstung von Versuchs-Fla-SFL auf der Basis von Kettentraktoren sowie Panzerfahrgestellen benutzt, aber auch als Ausgangsmuster für die Entwicklung von Panzerkanonen verwendet. Mehrere Flak-Batterien der Roten Armee hatten bereits diese Fliegerabwehrkanone auf der Ladefläche des LKW „JaG"-10 installiert – also eine Art Fla-SFL. Darüber hinaus wurde die zweiachsige Lafette, von der aus auch während der Fahrt geschossen werden konnte, auch für die 1939 entwickelte 85-mm-Flak benutzt.

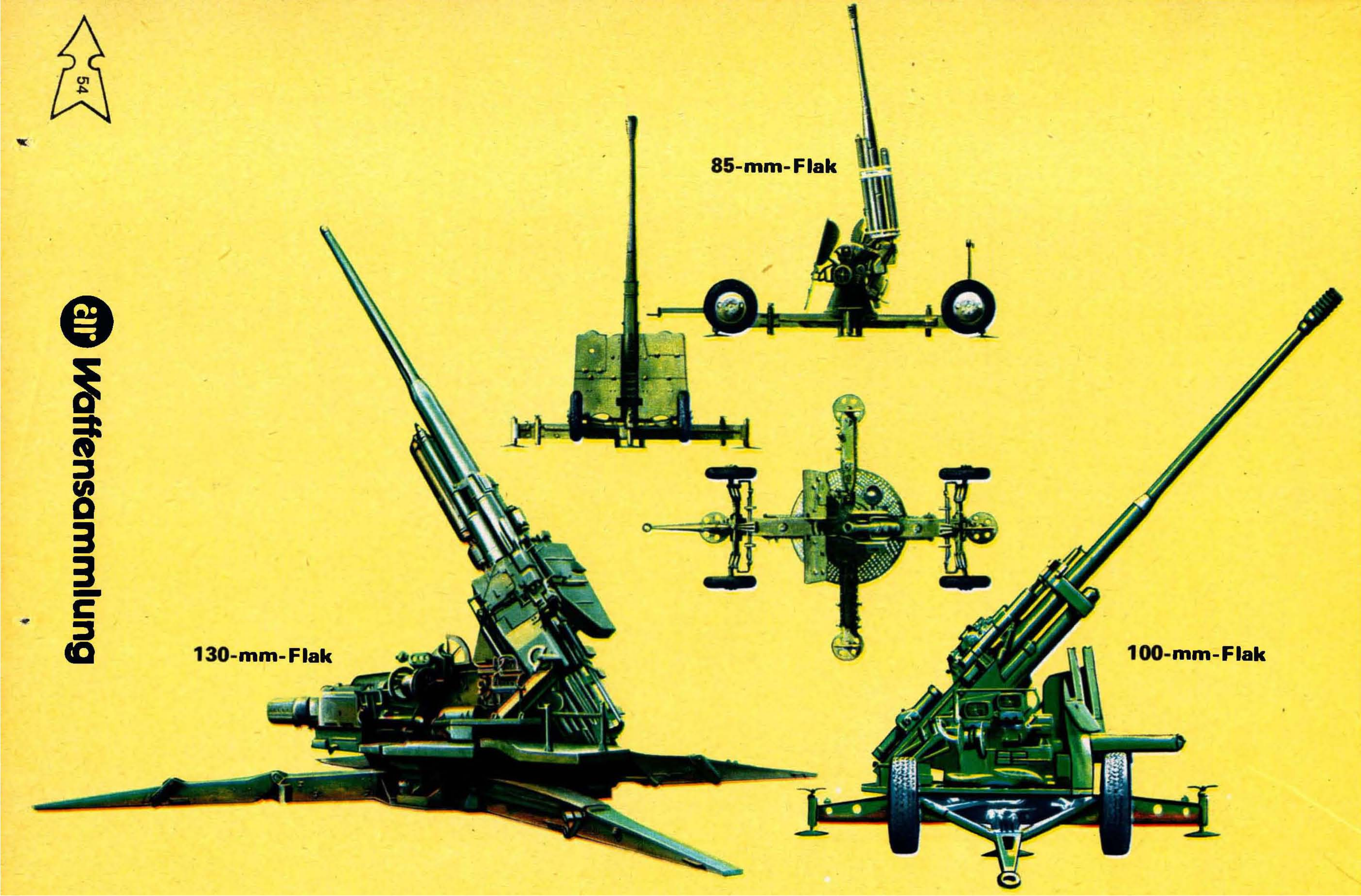
Um diese Zeit hatten die Militärs und Konstrukteure der UdSSR aus den Einsätzen der Luftstreitkräfte im nationalrevolutionären Krieg in Spanien sowie aus den Erfahrungen anderer Länder und aus dem allgemein-technischen Entwicklungsstand der Kampfflugzeuge die Schlußfolgerung gezogen, die Fla-Waffen durchgängig zu modernisieren. Im Ergebnis dieser Bestrebungen entstanden mehrere Flak-Systeme unterschiedlicher Kaliber, deren beste Modelle bis etwa 1940 nach den Truppenerprobungen serienreif waren und in die Großproduktion gingen. 1941 begann die Verteidigungsindustrie der UdSSR, den vorhandenen Bestand an 76,2-mm-Geschützen durch neue Systeme zu ergänzen. Das waren die 25-mm-Flak, Modell 1940, ein automatisches Geschütz auf Zweiachslafette, die 39-mm-Flak, Modell 1939, ein automatisches Geschütz als Weiterentwicklung des Modells 1938 mit Zweiachslafette sowie die 85-mm-Flak, Modell 1939 (52-K), ein halbautomatisches Geschütz mit Zweiachslafette.

Durch die Anstrengungen der Werktätigen erhöhte sich der Bestand an Fla-Waffen bei der Luftverteidigung ebenso wie bei der Truppenluftabwehr und auf den Schiffen, obwohl die Mehrzahl der Betriebe zu Beginn des Krieges in östliche Gebiete verlegt werden mußte.

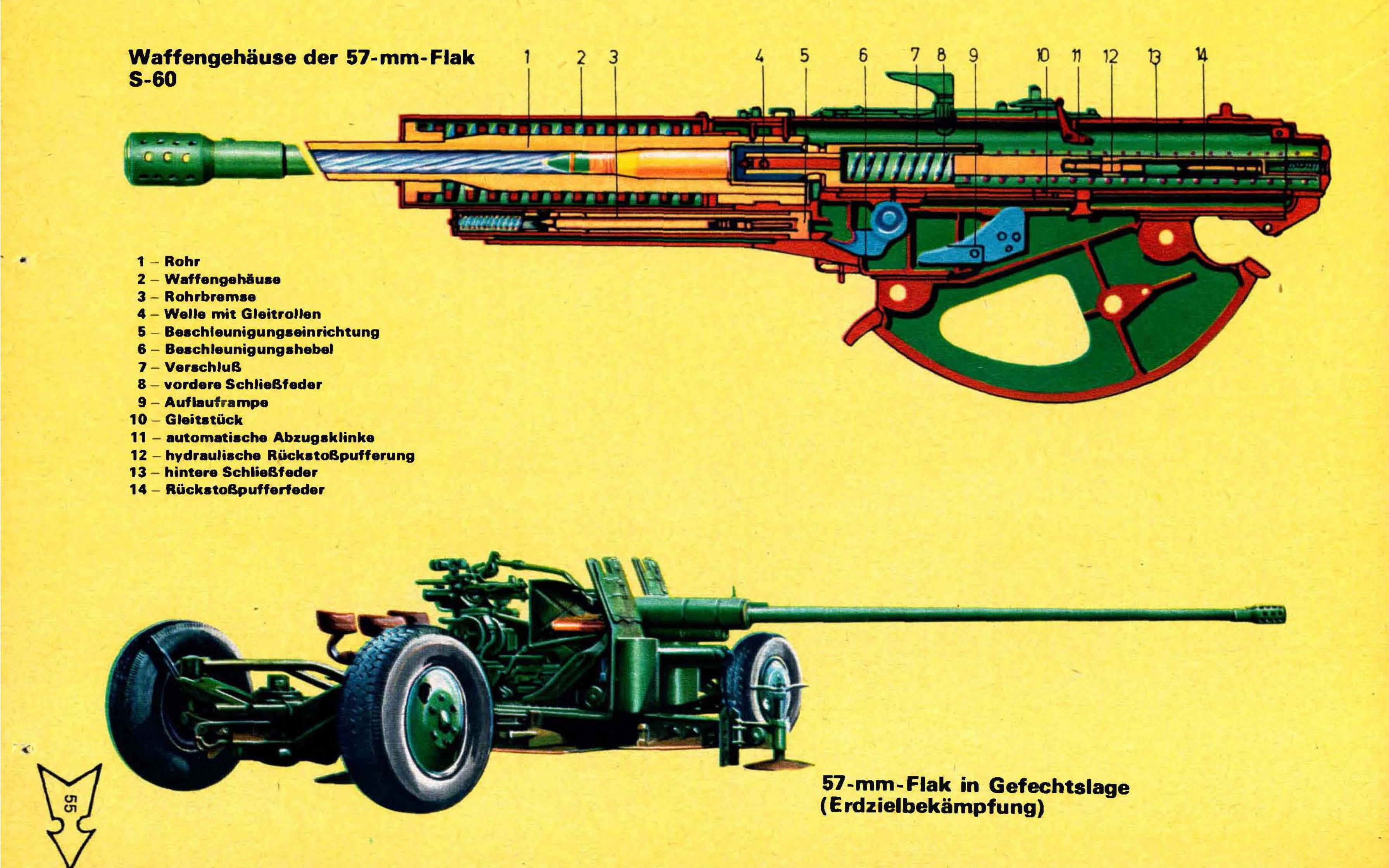
Da sich die Fla-Waffen mit der entsprechenden Munition und der speziellen Optik auch sehr wirksam gegen Erd- oder Seeziele verwenden ließen, wurden sie universell eingesetzt. Nicht wenige Flak-Batterien haben sich im Verlaufe des Krieges als äußerst wirksame Panzerabwehrmittel erwiesen. Deshalb erhielten zahlreiche Fla-Waffen aller Kaliber einen Schutzschild, um im Erdkampf die Besatzungen vor Splittern und Beschuß aus Handfeuerwaffen zu schützen.

Charakteristisch für die ab 1939 vorhandenen sowjetischen Fla-Waffen ist, daß wichtige Arbeits- und Bedienungsprozesse automatisiert abliefen. Die Geschütze waren damit schneller feuerbereit, ihre Schußfolge war höher, und allgemein war die Reichweite größer geworden. Besondere Anerkennung fand die sehr leichte, äußerst feuerstarke 37-mm-Flak, die auf die Bewaffnung der Fla-SFL SU-37 war. Darüber hinaus fand man sie auf Panzerzügen, auf Flußkanonenbooten, aber auch auf zahlreichen kleinen, mittleren und großen Kriegsschiffen.

Von der Güte der vor 1941 entwickelten, die ganzen Kriegsjahre hindurch erfolgreich eingesetzten Fla-Waffen zeugt die Tatsache, daß sie sich auch


85-mm-Flak
130-mm-Flak
100-mm-Flak
ar Waffensammlung

Waffengehäuse der 57-mm-Flak S-60

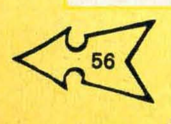


1 – Rohr
2 – Waffengehäuse
3 – Rohrbremse
4 – Welle mit Gleitrollen
5 – Beschleunigungseinrichtung
6 – Beschleunigungshebel
7 – Verschluß
8 – vordere Schließfeder
9 – Auflauframpe
10 – Gleitstück
11 – automatische Abzugsklinke
12 – hydraulische Rückstoßpufferung
13 – hintere Schließfeder
14 – Rückstoßpufferfeder

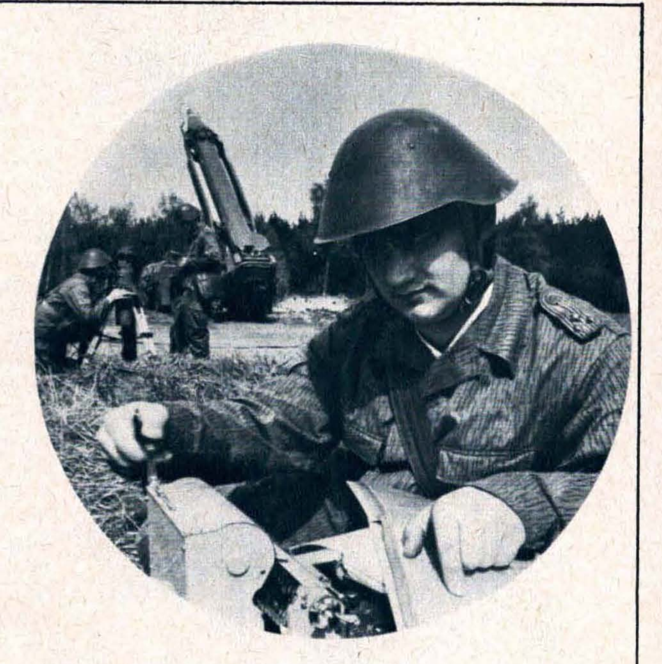
57-mm-Flak in Gefechtslage (Erdzielbekämpfung)

nach 1945 noch im Bestand der Sowjetarmee, der sozialistischen Armeen sowie der Streitkräfte junger Nationalstaaten bewährten. Beispielsweise trugen diese, und natürlich auch die später hinzugekommenen moderneren sowjetischen Fla-Waffen in Vietnam sehr dazu bei, eine große Anzahl amerikanischer Luftpiraten vom Himmel zu holen.
Wie die 37-mm-Flak, so gehörte im Großen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion auch die 25-mm-Flak zur Bewaffnung der Kampfschiffe und anderer Seefahrzeuge. Beide Systeme bewährten sich unter anderem beim Schutz der Einheiten auf See, auf dem Marsch bzw. der auf dem Gefechtsfeld befindlichen Truppen vor in geringen Höhen angreifenden Flugzeugen. Die größeren Kaliber dagegen sicherten Truppenkonzentrierungen, Brücken, Verkehrsknotenpunkte, Flugplätze sowie Städte. Während des Krieges schoß die sowjetische Flak aller Kaliber eine große Zahl gegnerischer Flugzeuge ab und verhinderte in vielen Fällen, daß das Ziel der angreifenden Flugzeuge nicht erreicht werden konnte. Interessant ist, daß auch die 85-mm-Flak in modifizierter Form als Panzerkanone Verwendung fand.
Nach dem Kriege lösten mehrere neue Fla-Systeme die bis dahin gebräuchlichen ab, um mit der Flugzeugentwicklung Schritt zu halten. Für die Bekämpfung von Zielen in geringen Höhen wurde als Ablösung der alten 25-mm-Flak die luftlandefähige Zwillings-Flak ZSU-23-2 (Kaliber 23 mm) geschaffen, die in allen Teilstreitkräften eingesetzt werden kann. Diese Waffe ergänzte oder ersetzte das Fla-MG 14,5 mm. Als Vierlingsgeschütz finden wir sie auf der Fla-SFL ZSU-23-4. Der Waffenturm dieser SFL, einschließlich Funkmeß-Antenne, ist auf den sowjetischen Panzerzügen als Fliegerabwehrmittel vorhanden.
An die Stelle der 37-mm-Flak trat die mit einer Geschützrichtstation gekoppelte 57-mm-Flak, Modell 1950 S-60, die im Verlaufe der Jahre einige Modernisierungen erfuhr. Auch diese Waffe fand eine vielseitige Verwendung. So bildeten zwei S-60-Rohre die Bewaffnung der Fla-SFL ZSU-57-2 (Modell 1952, Fahrgestell des modifizierten T-54). Darüber hinaus hatten der Luftlandepanzer ASU-57 sowie die 57-mm-Pak (mit und ohne eigenen Motor) den gleichen Ursprung, die 57-mm-Flak S-60. Die 1944 zur KS-18 modernisierte 85-mm-Flak schließlich wurde verdrängt von der 100-mm-Flak, Modell 1949 KS-19.
Für alle diese Waffen ist typisch, daß sich der Automatisierungsgrad gegenüber den Vorgängern erhöhte, aber auch die Gefechtseigenschaften, der Wartungsaufwand sowie die Zeiten bis zur Feuerbereitschaft günstiger gestalteten. Darüber hinaus sind auch die Geräte zur Zielauffassung und zur Feuerleitung, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, ständig modernisiert worden. Eines der letzten sowjetischen Flak-Geschütze ist die 130-mm-Flak, Modell 1955 KS-30. Dieses ebenfalls wieder auf einer Kreuzlafette gebettete, mit Hilfe einer Zweiachsvorrichtung transportable Geschütz war zur Abwehr von Luftzielen in der Stratosphäre geschaffen worden. Die Schußhöhe dieses Geschützes beträgt 16000 m. Bodenziele können bis zu einer Entfernung von 29000 m bekämpft werden. Zur Ausstattung des in Marschlage 29500 kg schweren Geschützes zählen drei Dieselaggregate für die Stromversorgung. Als Feuerleitgerät wird das PuAZO-30, als Geschützrichtstation eine SON-30 verwendet. Die KS-30 gehörte bis zum Ende der fünfziger Jahre zur Moskauer Luftverteidigung, dann wurde sie durch Fla-Raketen abgelöst. Dagegen verblieb dieses Flak-System in der ČSSR bis zur Mitte der sechziger Jahre in der Luftverteidigung. Generell ist festzustellen, daß Fla-Geschütze größerer Kaliber nicht mehr gebaut werden – ihre Stelle haben endgültig Fla-Raketen übernommen. Zur Bekämpfung von Luftzielen in geringen und mittleren Höhen ergänzen sich Rohrflak und Fla-Raketen.
W. K.
Zeichnungen: H. Rode

Modell	Feuerstellung Masse kg	Schußfolge je Minute	V_0 m/s	Schußhöhe m	Masse der Granate kg	Bedienung Mann	Rohrlänge Kaliber
76-mm-M 1914	9960	30	588	4500	6,5	7	L/30
25-mm-M 1940	1075	80...100	910	2000	0,3	5	
37-mm-M 1939	2100	160...180	880	3000	1,6	5	L/72
76-mm-M 1931	4500	25	831	9200	6,5	7	
85-mm-M 1939	4900	10...15	800	10500	15,95	8	L/52,2
85-mm-M 1944	4900	12	1040	10000	9,3	8	L/74
57-mm-M 1950	4500	120	1000	8800	2,8	7	L/73
100-mm-M 1949	9350	15	900	14000	15,8	8	L/60
130-mm-M 1955	24900	12...14	970	19500	33,4	10	







Soldaten führen – Technik meistern

In vorderster Linie stehst du, um unser glückliches Leben, unser sozialistisches Heute und kommunistisches Morgen zu schützen und zu verteidigen. Zuverlässig, zu jeder Stunde. Du bist Erzieher junger Menschen, ein Militärspezialist, der auch die komplizierteste Militärtechnik aus dem Effeff beherrscht als

Berufsunteroffizier – Fähnrich – Berufsoffizier

Das sind die militärischen Berufe der Nationalen Volksarmee. Hier kannst du dich beweisen, tagtäglich. Hier erwarten dich große Aufgaben. Hier kannst du deine Berufswünsche wahr machen.
Ob Panzer über das Gefechtsfeld preschen, ob Geschütze Sperrfeuer schießen, ob Kampfflugzeuge in den Himmel jagen, ob Schnellboote ihre Raketen starten – immer und überall wirst du die Befehle geben, wirst du Soldaten führen und Technik meistern.

Das sind begeisternde, anspruchsvolle Aufgaben!

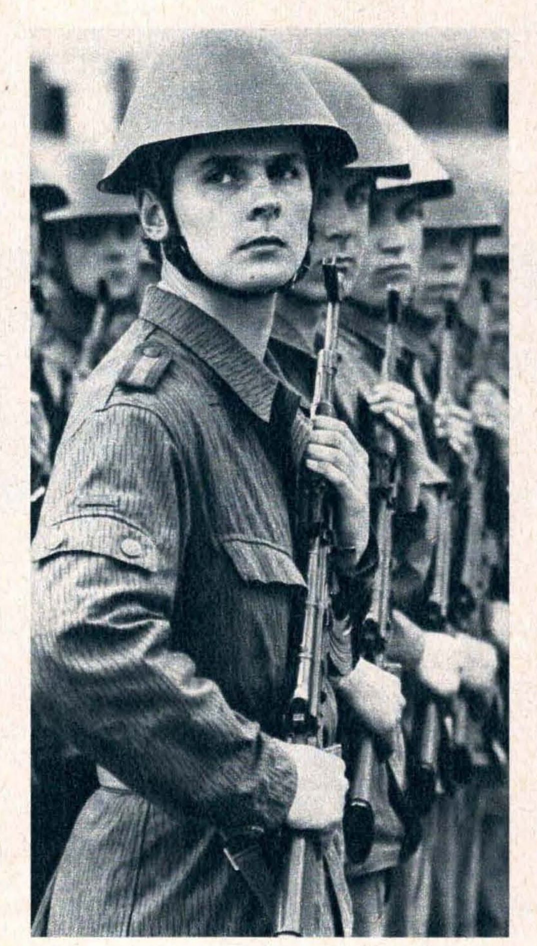
Und sie fordern den ganzen Mann. Doch deine Anstrengungen lohnen sich, denn du erwirbst

- als Berufsoffizier den Hochschulabschluß
- als Fähnrich den militärischen Fachschulabschluß
- als Berufsunteroffizier den Meisterabschluß.

Und das heißt für dich: Du verdienst gut, für deine Gesundheit, für angemessenen Urlaub, für dein berufliches Vorwärtskommen ist vorbildlich gesorgt. Deine Perspektive ist klar und gesichert.

Der militärische Beruf – er kann auch dein Beruf werden!

Willst du mehr darüber wissen, wende dich an den Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung deiner Schule, an das Wehrkreiskommando oder Berufsberatungszentrum.



Beide Unteroffiziere freuten sich auf den Sonnabend, auf die in diesem Sommerhalbjahr erste große Probe des „Chores der Waffenbrüderschaft".

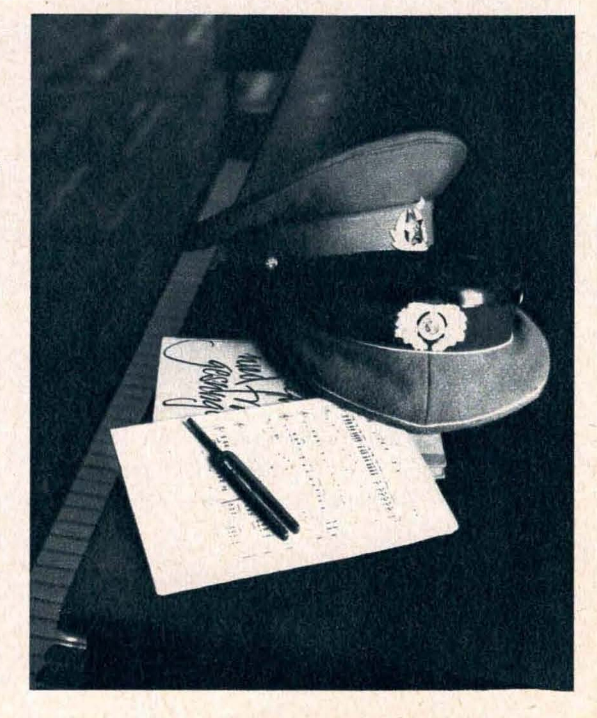
An jenem Samstagmorgen sind die Chormitglieder aus dem Bataillon Major Schloofs die ersten, die – allesamt geschniegelt und gebügelt – in Marschordnung zum Chorgesang anrücken. Zwölf Steingraue. Wenige Minuten später – die Freunde vom sowjetischen Garde-Regiment, fünfzehn flotte Männer mit rotem Mützenband. Ihre Begleiter sind Leutnant Raschit Isakow, der Wachhabende vom Donnerstag, und Unteroffizier Rüdiger, der Chorleiter. Nach freundschaftlichem Händeschütteln ziehen achtundzwanzig sangesfreudige Waffenbrüder in den Probensaal ein. Von fünfunddreißig wohlgemerkt!

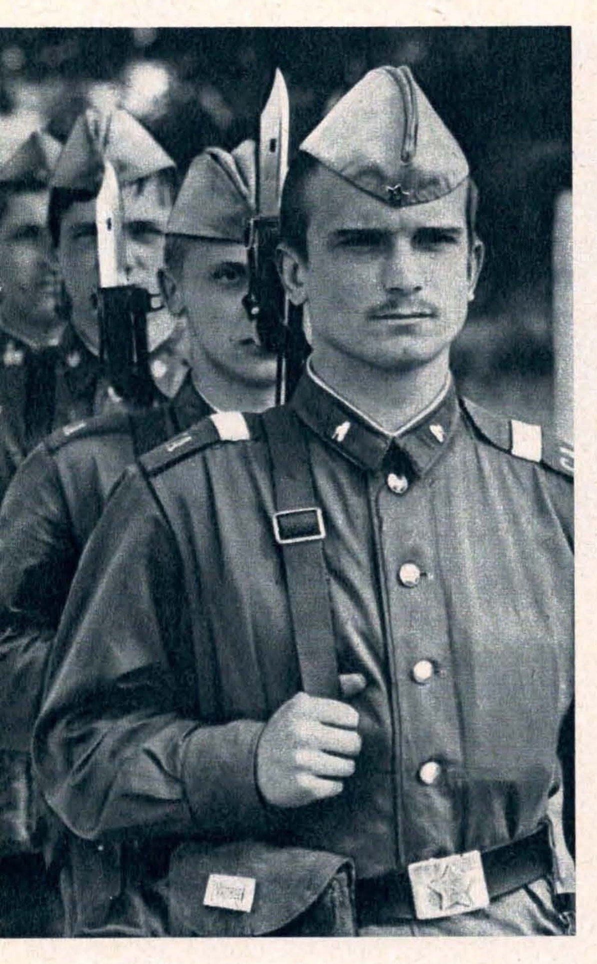
So viele hätten heute Platz genommen, wären die Aufklärer aus der Kompanie des Oberleutnants Bernd Klose mit von der Partie. Aber Dienst ist Dienst, und der macht um die Kunst keinen Bogen.

So ist dieser Chor eine stattliche Formation. „Auf jeden seiner Auftritte, egal wo, muß ich ihn ebenso vorbereiten wie unser Kompaniechef die Kompanie auf eine Leistungsüberprüfung", meint der langaufgeschossene Chorleiter. Wie sein Kompaniechef? Das heißt: Gewissenhaft, beharrlich und prinzipienfest, erfolgreich will der junge Unteroffizier einen kulturpolitischen Auftrag erfüllen. Rüdiger und seine Mitstreiter im Laienkunstkollektiv verstehen sich als Internationalisten, legen sich darauf fest und haben ihre Freude daran. So auch Soldat Wolfgang Bals: „Ich bin im Chor, weil ich gesellschaftlich aktiv sein will. Ich konnte mithelfen, daß unser Kollektiv wieder

Ein Lied im Kopf

hatte Unteroffizier
Roger Rüdiger, als er
an einem Donnerstagnachmittag
inmitten eines Ehrenzuges
auf dem Appellplatz
des Hans-Kahle-Regiments
Blickwendungen, Paradeschritt
und Präsentiergriff übte.





Ein Lied im Kopf

hatte auch Obersergeant Anatoli Matwejew vom Garde-mot. Schützenregiment Uman-Berlin, als er zur gleichen Stunde den Soldaten eines neuen Wachaufzuges befahl, die Waffen zu unterladen, dann die Gruppe zur Postenablösung führte.

auf die Beine gekommen ist. Darauf bin ich stolz. Überhaupt ist so ein Chor eine feine Sache, das sagt ja schon unser Name. Wenn es noch mit der Sprache hapert, und wenn noch nicht jeder weiß, wie sein Platznachbar heißt, tut das unserer Freundschaft keinen Abbruch. Wir sind richtige Verbündete. Und unser Singen hilft uns, jedesmal frische Kraft für das doch anstrengende Soldatenleben zu finden."

Der näherrückende 30. DDR-Geburtstag läßt dem „Chor der Waffenbrüderschaft" nicht mehr viel Zeit. Geübt wird, wenn es der Dienst erlaubt. Da sind die Musenstunden eines Jahres knapp bemessen. Der Probenzettel aber, so unvollständig er jetzt auch noch sein mag, hat es in sich: „Soldaten im Warschauer Pakt", „Freunde für immer", „Lied der Sowjetarmee" und „W putj" („Auf dem Marsch") stehen auf dem Papier. Bald aber sollen die sowjetischen und NVA-Marschlieder zwei- und dreistimmig, deutsch und russisch erklingen. Dafür verwendet der Chorleiter den überwiegenden Teil seiner Freizeit. Und das ist die Regel: Probe des gesamten Chores vierzehntägig wenigstens einmal. Bis zu viermal wöchentlich aber fährt Roger Rüdiger abends zu den sieben Kilometer entfernten Freunden vom Garderegiment, übt mit ihnen vorzugsweise Texte und Melodien der NVA-Gesänge. Das bewähre sich gut, lobt Soldat Jewgeni Zjerow, der Kraftfahrer aus Rodniki bei Moskau: „Singen wir mit Roger zuerst und später mit allen im Chor, finden wir uns schneller und besser in jedes der NVA-Lieder hinein, begreifen dann auch ihren Inhalt." Umgekehrt haben die Genossen vom Hans-Kahle-Regiment dasselbe erfahren, in etwa zwei Singe-Doppelstunden pro Woche.

Dem somit recht umfangreichen „Freizeitanspruch" des Chorleiters kommen dessen Vorgesetzte verständnisvoll entgegen. Vor allem Fähnrich Helmut Voigt, Parteisekretär der Kompanie Klose und ihr Hauptfeldwebel, sorgt sich sehr um den Chor. Was ihn dazu bewegt? „Schon als junger Soldat sang ich gerne. Kein Lied ließ ich aus. Leider besaß ich keine richtige Stimme", gesteht der Vierzigjährige. „Wenn nun aber einer Lust zum Singen hat und dazu sogar 'ne Stimme, der muß doch unterstützt werden. Unteroffizier Rüdiger ist so einer. Noch wertvoller ist natürlich das organisierte Singen in einem solchen Chor wie dem unseren, gemeinsam mit den Freunden. Auch das kann Genosse Rüdiger, er macht diese Arbeit so nebenbei. Da muß ich einfach helfen, so gut es geht." Genosse Voigt fügt hinzu: „Ist das mal notwendig, wäre ich bereit, im Chor mitzumachen." Ob darauf Unteroffizier Rüdiger noch zu sprechen kommt? Sein Hauptfeldwebel empfiehlt sich bestens, was die ersten Ansprüche des Chorkollektivs an seine Bewerber betrifft.

Die heurigen und künftigen Chor-Soldaten sollen Lust zum Singen mitbringen, vorurteilsfrei und schöpferisch mitarbeiten, beispielhafte militäri-



„Einverstanden! Die ‚Brummer' im Chor werden den ‚Hummelflug' üben."



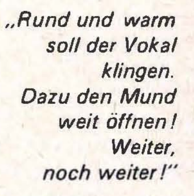
sche Disziplin und ebensolche Standhaftigkeit bei der Erfüllung ihrer Dienstpflichten beweisen. Wie es damit beschaffen ist, schildert Unteroffizier Dietmar Zgager, ein SPW-Kommandant: „Soldat Christian Seidel ist einer der Tenöre im Chor und mein Ladeschütze. Der Mann ist Gold wert, zuverlässig in jeder Frage wie kaum ein anderer. Seidel ist immer auf dem Posten." Christians Gütezeichen ist die Eins in den Hauptausbildungszweigen. Ähnlich sieht das der Soldaten Peter Blei, Gerald Probst und Wolfgang Bals aus. Die anderen halten ebenfalls mit. Disziplin schreiben sie groß. Wer im Chor mitwirken will, muß so sein wie sie oder danach streben, so zu werden. Maßstäbe, in denen sie sich einig sind mit ihren Freunden, den Gardisten, mit ihren Kommandeuren und natürlich mit ihrem Chorleiter.

Roger Rüdiger bläst Trompete, spielt Klavier und ein bißchen Gitarre. Er trägt aber auch das Bestenabzeichen der Sowjetarmee, die Schützenschnur und das goldene „Abzeichen für gutes Wissen". Seine Aufklärungsgruppe hat der Oebisfelder Abiturient zum Bestentitel geführt und vertrat, wenn er dazu befohlen wurde, seinen Zugführer erfolgreich in der Gefechtsausbildung. So beweisen er und alle Genossen des Chores, daß sie das meinen, was sie in ihren Liedern singen. Drückebergern und Leichtfüßen geben sie den Laufpaß, wie Unteroffizier Rüdiger meint. „Wir halten es ebenso", bestätigt Anatoli Matwejew. Sei da einer unzuverlässig oder schlage mal über die Stränge, gebe es wenigstens Auftrittsverbot. Das habe sich herumgesprochen. „Die Sache ist doch die", fährt der schnurrbärtige Obersergeant aus Kalinin fort. „Nehmen wir mal mich. Ich liebe das Singen in unserem Chor als eine willkommene Abwechslung vom täglichen Dienst. Und nicht nur darum. Mit dem Singen hat sich mein Leben geändert, ist reicher geworden, macht mir mehr Freude. Als Chormitglied komme ich unter die Leute, erlebe die DDR viel intensiver als andere meiner Genossen. Und unser gemeinsames Lied gibt mir neue Freunde. Viele habe ich schon gefunden. Wer möchte das nicht?"

•

Viel zu schnell verinnt die Zeit im Probensaal. Einsingen mit Dreiklängen, rhythmisches Sprechen des Liedtextes, Auskünfte zum inhaltlichen Anliegen der Autoren und dann, nach Rüdigers Vorsingen, ein erster Einsatz für alle: „Wir sind Freunde für immer im Leben . . .". Der stimm-





„Rund und warm soll der Vokal klingen. Dazu den Mund weit öffnen! Weiter, noch weiter!"

gabelbewehrte „Natschalnik" schlägt ab, tadelt jemanden in der mittleren Reihe, lobt zwei der Sänger aus der ersten. Es klingt noch nicht, zu mehlig das ganze, noch lange kein überzeugendes Bekenntnis zur Waffenbrüderschaft, bedeutet Roger den Genossen. Und er läßt das Lied wiederholen, immer wieder. Mit den Strophen hat es keine Not. Die singt mit schöner Stimme der Solist, Gefreiter Joachim Friedrich, tadellos. Aber der Refrain ... Noch einmal erklärt Roger, wie er es hören möchte, das „An der Moskwa, an der Weichsel ...". Erst sagt er es deutsch, danach russisch. Er kann das erstaunlich gut. Das Lied wird rund. „Pause!", verkündet der Chorleiter. Gelegenheit für die Männer, Luft zu holen und zu diskutieren, die Neuen mit den Ältere bekannt zu machen, Ansichten über Gegenwärtiges und Künftiges des Chores auszutauschen. Soldat Andreas Grau betrachtet mitleidig den Flügel. Ob das Instrument bald gestimmt werden würde? Halb so schlimm, das Klavier laufe nicht weg, entgegnet Unteroffizier Rüdiger. „Aber unsere Probenzeit. Von ihr geht viel verloren, weil wir keine Notenblätter haben. Texte vorsagen, Melodien vorsingen, von vornherein alles mühselig auswendig lernen – das frißt kostbare Minuten." Sehr schnell sei das zu vereinfachen, meint Roger. Mit Matrizen, Papier und einem Abziehapparat. Die Noten würde er schon schreiben. „Und dann ein Programm auf die Beine stellen, in dem der Soldatenhumor nicht zu kurz kommt!" Andreas schlägt's vor, und ein paar Schritte weiter stimmt in eben diesem Augenblick Soldat Ralf Lehner ein Liedchen zur Gitarre an: „Des Pudels Kern" – Parodie auf die bundesdeutsche Ostlandreiterei. Die amüsierte Zuhörerschar belohnt Ralfs gekonnten musikalischen Einstand mit lebhaftem Beifall. Roger schaut auf die Uhr, ruft: „Pause beenden! Wir machen weiter!"

•

Im Frühjahr gingen viele Chormitglieder vom Hans-Kahle-Regiment in die Reserve. Kurz darauf verabschiedete sich auch Untersergeant Borja Ganjewu Bachtijard vom „Chor der Waffenbrüderschaft" in seine Heimatstadt Baku. Dort ist er Hochbaufacharbeiter. In einem Brief an seinen Freund Roger Rüdiger schrieb er, der „Chor der Waffenbrüderschaft" sei für ihn das schönste Erlebnis während seines aktiven Militärdienstes gewesen. Wieder in Baku, habe er sich bald dem Volkschor seines Baukombinates angeschlossen. Borja feierte vor wenigen Tagen seinen einundzwanzigsten Geburtstag, und in Gedanken war er vielleicht „auf ein Singestündchen" bei seinen Genossen Roger, Anatoli und den anderen eingekehrt. „Freunde für immer" – das Lied geht ihm nicht aus dem Kopf.

Oberstleutnant Heiner Schürer
Fotos: Unterleutnant d. R. Manfred Uhlenhut

Ein Schnappschuß für die Chor-Chronik







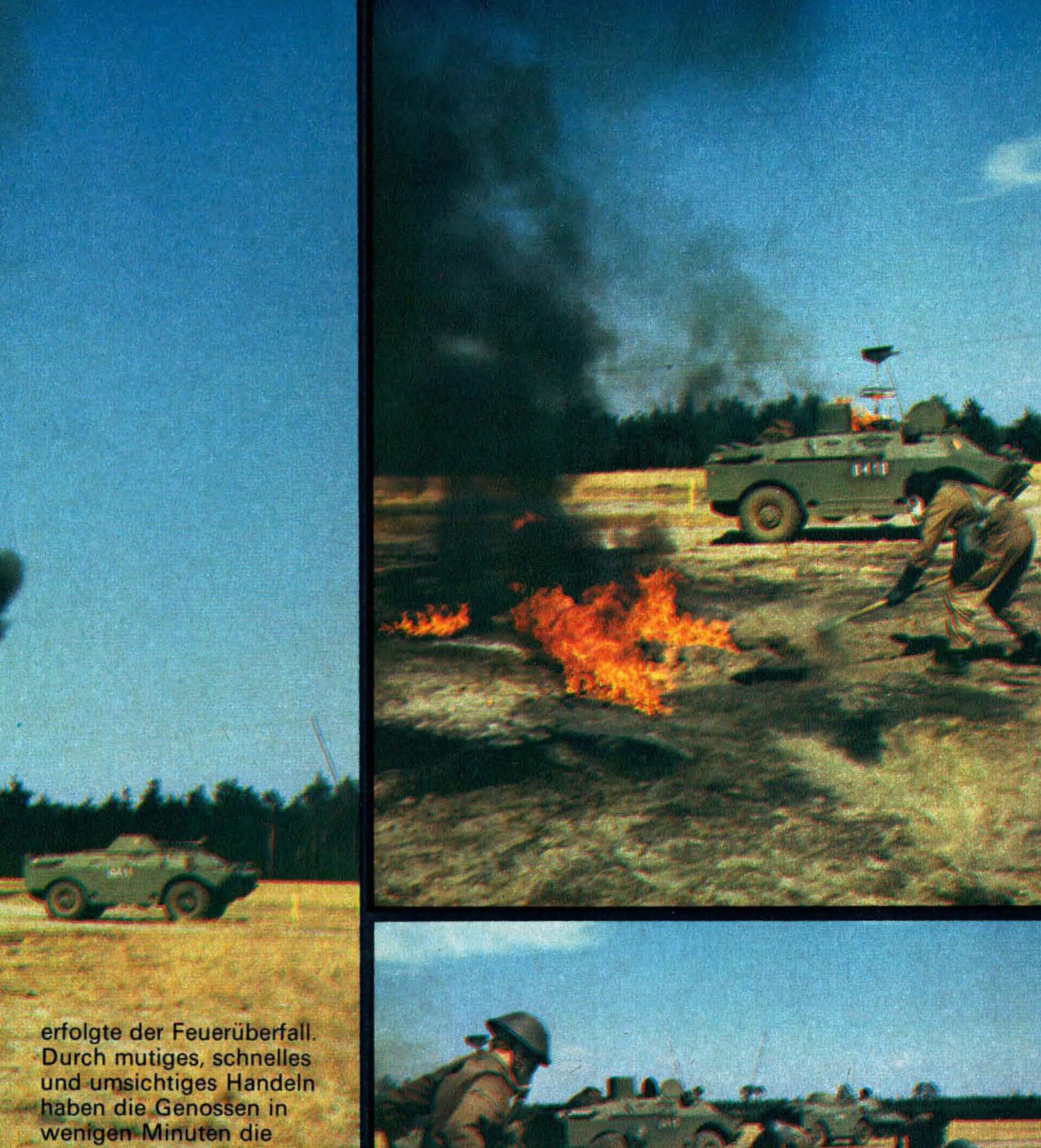
„Gegensaitiges“

Feuerüberfall

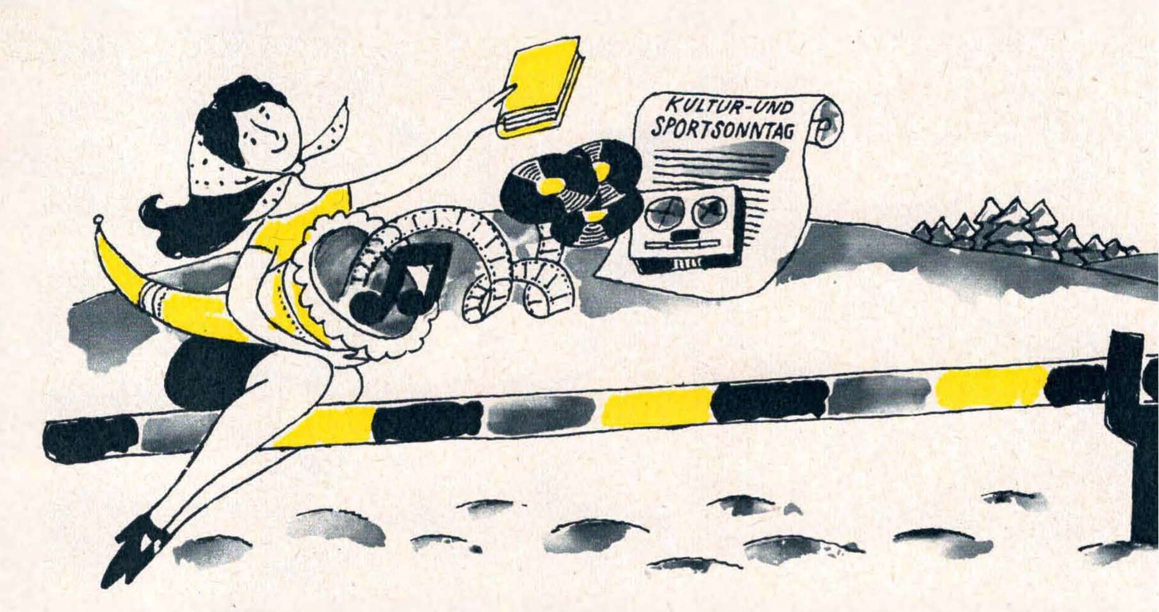
Die Kompaniekolonne folgt der Marschstraße. Hochwald wechselt über in Kiefernschonung, dazwischen ein Kahlschlag, nun eine Lichtung. Plötzlich, Detonation auf Detonation. Dreck, Splitter und Qualm fallen auf die Fahrzeuge. Zwischen den Einschlägen flammt's auf. Einige der Granaten des Feuerüberfalls weitreichender Artillerie des Gegners haben Brandmittel verspritzt.

Von den ebenfalls die Straße benutzenden Panzern haben ein paar Feuer gefangen. Schnell fahren sie aus der Brandzone. Kaum etwas abbekommen haben die SPW und LKW der Kompanie. Dafür bilden sich rechts und links des Kolonnenweges beträchtliche Brandherde. Die Flammen fressen sich im trockenen Gras weiter und bedrohen die Kolonne. Aber durch brennenden Wald können Märsche unmöglich werden.

Die Kompanie stoppt. Alles nicht für den Schutz der Fahrzeuge benötigte Personal löscht. Unter angelegter Schutzmaske arbeiten die Genossen. Sie werfen Sand auf die Flammen – bei Flamm- und Brandmitteln nie Wasser nehmen! Immer von außen nach innen gehen sie gegen die Brände vor, und aus der Windrichtung heraus. An den brennenden Panzern wird von unten nach oben gelöscht. Auch hier nach dem Grundsatz, zuerst dem Feuer mögliche Nahrung nehmen. Blitzartig



erfolgte der Feuerüberfall. Durch mutiges, schnelles und umsichtiges Handeln haben die Genossen in wenigen Minuten die imitierten Brände gelöscht. Dabei erlebten sie die enorme Hitzeentwicklung und den sichtbehindernden Qualm. Wertvolle Erfahrungen, gesammelt in Minuten gefechtsnaher Ausbildung.
Bild und Text: Oberstleutnant E. Gebauer



„Absitzen!" Müde und abgespannt springen die Männer vom Fahrzeug, sich gegenseitig die Waffe sorgsam übergebend. Ihre Stiefel haben weiße Ränder, die sich bis zum Schaft hochziehen. Spuren der Nässe, des meterhohen Schnees. Mehrere Stunden waren sie unterwegs. Einige von ihnen saßen diese Zeit ohne Unterbrechung auf einem Fleck. So lautete der Befehl. Wieder andere stapften durch das wild zerklüftete und eingeschneite Gelände. Felsen und Bäume haben ein abenteuerliches Aussehen angenommen, erinnern an ein Märchen. Schön ist es, das Harzer Land.

Skier werden von der Pritsche des Kfz. heruntergereicht. Einige Genossen der Kompanie waren mit den Brettern unterwegs. „Beeilung!" ruft Unterleutnant Seitz. Mit An- und Abfahrt waren sie lange Zeit auf den Beinen. Die Waffen werden gereinigt und die nassen Uniformstücke über die Heizung gehängt. Es ist morgens 07.00 Uhr. Sorgsam werden die Stiefel mit Zeitungspapier ausgestopft, ehe sie ins Warme zum Trocknen gestellt werden. Und dann kommt der ersehnte Augenblick: Waschen, Zähne putzen, ins Bett fallen. Still ist es in der Kompanie. Auch jene, die keinen Dienst hatten, treten leise auf, wenn sie über den Flur gehen. Endlich Ruhe.

Zwei Stunden sind vielleicht vergangen. Die Ruhe hat auch den Unteroffizier vom Dienst schläfrig gemacht. Mehrere Kreuzworträtsel hat er bereits gelöst. Er steht auf und reckt sich. Dabei hat er die Arme nach oben gestreckt. Plötzlich ertönt die Alarmsirene. Die Arme des Unteroffiziers verharren einen Moment in ihrer Stellung, um dann umso schneller herabzusausen. Kompaniealarm. Nichts besonderes. Besonderes aber als neuer, wichtiger Auftrag. Eine Verletzung der Staatsgrenze unserer Heimat. Fluchend steigen die Grenzer in die nassen Uniformen und Stiefel. In wenigen Minuten sitzen sie wieder auf den LKWs. Mit dem Schlafen war es nichts.

Zwei Tage später stand in der Presse: „Der Bürger der BRD Hermann K. verletzte die Staatsgrenze der DDR . . . Die näheren Umstände werden von den zuständigen Organen überprüft. . ."

„Hart", sagt vielleicht der Unkundige, was den Dienst der Grenzsoldaten betrifft. „Es ist noch härter", sagt ganz bestimmt der Eingeweihte. Letzterer weiß, wie unbarmherzig die Witterung sein kann, und daß es neben dem beschwerlichen Grenzdienst noch anderes zu tun gibt: politische Schulung, militärische Ausbildung, Sport. Und nicht zu unterschätzen, dem Grenzsoldaten obliegen auch putzteuflische Pflichten: Waffen und Ausrüstungsgegenstände, Unterkünfte und die Technik müssen gewartet und gepflegt werden.

Was bleibt denn da noch? Könnte nun wieder neugierig der Unkundige fragen. Wann kann der Grenzer denn seinen Geist und seinen Körper mit anderen Dingen pflegen?

Die Beantwortung dieser Frage ist kein Beiwerk oder nur etwas, das auf dem Papier gefordert wird. Nein, es ist eine Notwendigkeit, dem äußerst strapazenreichen Dienst etwas entgegenzusetzen. Das ist wie eine Wippschaukel. Freude können die Kinder erst daran haben, wenn auf der anderen Seite ein Gegengewicht sitzt. Ein simpler Vergleich – zugegeben. Trotzdem, er soll deutlich machen, daß es notwendig ist, im Grenzerleben, und sicher auch woanders, solch ein Gegengewicht zu schaffen. Und das bedarf kluger Überlegungen, geistreicher Köpfe, deren Haare nicht so schnell grau werden, und es bedarf regsamer Hände.

Gegengewichte



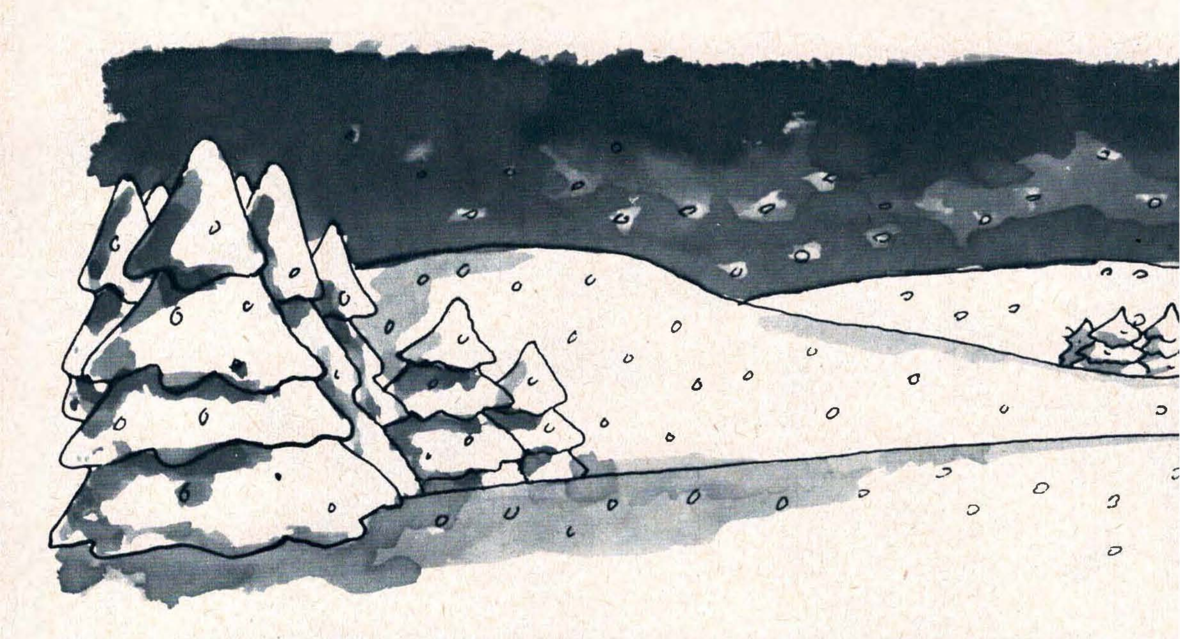
Mit diesen „Vorgaben" trafen wir Hauptmann Pätz, Stellvertreter für Politische Arbeit in einer Grenzkompanie. Wir kamen mit ihm ins Gespräch. Es stellte sich gleich anfangs heraus: Dieser Wolfgang Pätz ist ein Fuchs. Ihm hängen auch keine Trauben zu hoch, weil er dorthin geht, wo sie erreichbar sind. Als AR nun immer neugieriger wurde, holte er Verstärkung. Er bat Dietmar Bull in sein Dienstzimmer. Das ist nichts Außergewöhnliches, daß er sich den „Seemann" holt. Soldat Dietmar Bull ist ein Seemann. Das Ergebnis seiner Berufsausbildung lautet: Vollmatrose. Den Dietmar stört es wenig, daß er jetzt Gebirgler auf Zeit ist. Seine Lebensregel: Man sollte überall sein Bestes geben, wenn es der Gesellschaft dient. Diese Worte hat der Dietmar schon oft mit Taten belegt. Er ist als Kommunist erkennbar, ohne daß er irgendwo sein Mitgliedsbuch der SED vorweist. Wenn etwas los ist, hat der Dietmar Bull seine Finger im Spiel. Und er vermag es auch, auf mehreren „Klavieren" gleichzeitig zu spielen. Nun hat die Kompanie aber kein Klavier. – Die Kompanie hat aber etwas anderes: neben solchen sympathischen Genossen wie Hauptmann Wolfgang Pätz und Dietmar Bull einen passablen Klub, hilfreiche Vorgesetzte, viele Ideen der Genossen, gepaart mit ihrer guten Laune.

Steht nun auf dem Plan „Kultur- und Sportsonntag", so mag dem Unkundigen die Stirn in fragende Falten geraten. Stimmt, der Titel sagt nicht viel. Was sich nun dahinter verbirgt, beweist, daß es an Einfällen nicht mangelt. Einer dieser Sonntage im tiefsten Winter sah so aus: Wege und Berge waren dicht mit Schnee bedeckt, die Sonne schien. Der Himmel war so blau wie im Film.

Nun rückte die Truppe auf Skiern an. „Skirundkurs mit Hindernissen" stand noch als Erläuterung auf dem Plan. Je Zug könnten sich sechs Genossen beteiligen. Die waren auch da. Zu jeder Mannschaft gehörte (traditionsgemäß) auch noch ein sowjetischer Genosse von der Nachbareinheit, die fast nie bei diesen vergnüglichen Sonntagen fehlen. Erste Station: Eine Marschrichtungszahl mußte bestimmt werden. Dann ging es weiter. Stürze gehörten dazu, denn exzellente Skiläufer gibt es nur wenige in der Kompanie. Zweite Station: Hier wurden Kenntnisse abgefragt. Keuchend und nach Atem ringend erläuterten die Wettkämpfer eine Schießübung. Die sowjetischen Mitstreiter durften hier aussetzen. Station drei verlangte Technisches. Es sollte eine Funkstation abgestimmt werden. Am vorletzten Punkt mußten der Inhalt einer Beobachtungsmeldung wiedergegeben und die Schenkelfraktur eines „Verletzten" geschient werden. Völlig ausgepumpt erreichten die Männer die letzte Station: Schießregeln und Schießen. Je Mannschaft vier Genossen, je 10 Schuß liegend, 50 Meter, Kleinkalibergewehr. Gewertet wurde die Gesamtzeit. Jede falsch oder nicht gelöste Aufgabe brachte eine Strafminute ein. Der Mannschaftssieg zählte auch nur, wenn der letzte Mann durchs Ziel glitt. Einige glitten schon nicht mehr, sie rutschten nur noch.

Das alles geschah an einem Vormittag. Von 13.00 Uhr bis 14.00 Uhr schafften sich dann die Freunde. Sie hatten ein komplettes Kulturprogramm mitgebracht und natürlich ihre schon wohlbekannte und beliebte Band, die immer wieder mit Beat begeistert.

Unschwer wird nun der Leser erkennen, daß hier Entspannung und militärischer Auftrag geschickt verbunden werden. Soldat Bull drückte es so aus: „Die



Belastung des Soldaten ist zeitlich so unregelmäßig, daß wir ganz behutsam für unsere Freizeitvorhaben werben." (Dietmar Bull ist Mitglied der FDJ-Leitung und des Klubrats.) „Wir mühen uns, daß wir für alle sportlichen und kulturellen Dinge auch nicht den sanftesten Druck anzuwenden brauchen. Wer zu uns kommt, der soll es freiwillig tun und als Bedürfnis empfinden. Das klingt vielleicht ein wenig überheblich. Wenn ich ‚wir' sage, dann meine ich die FDJ-Leitung, den Klubrat und vor allem die Parteiorganisation, zu der ich gehöre."

So nebenbei erzählt Soldat Bull von den Zugabenden. Hier wird ebenfalls auf ungezwungene Art Dienstliches mit dem Freizeitlichen verbunden. Das ist aber noch nicht alles. Dahinter steckt keine „gequälte" Organisation. Nein, hier werden erforschte und objektiv vorhandene Bedürfnisse befriedigt. Bleiben wir bei den Zugabenden. Der Begriff ist überholt, denn der „Abend" des Grenzers kann auch um zehn Uhr morgens beginnen. Leutnant Reinecke zum Beispiel versammelt seine Genossen meist um einen Plattenspieler. Und da lassen sich Überraschungen leicht organisieren. Sogar manche Sinfonie fand neue aufmerksame Ohren. Vor dem Zugabend wurden bereits ein paar Mark für die obligatorische Torte gesammelt. Freimütige Diskussionen gab es. Lob und Kritik vom Leutnant für den gerade bewältigten Grenzdienst. Stellungnahmen und Meinungen wurden dazu verlangt. Und danach waren sie bei dem Buch „Brandstellen" von Joseph Degenhardt angelangt. Dieses Buch hatten viele gelesen. Einige auch deshalb, weil ein paar „heiße" Stellen darin enthalten sind. Als stiller Beobachter solch eines Zugabends wird man unschwer bemerken, daß zwischen den Genossen des Zuges von Leutnant Reinecke ein herzliches Miteinander zu spüren ist. Dietmar Bull meint, das ginge gar nicht anders, denn sie seien im Grenzdienst sehr aufeinander angewiesen, und da müsse auch am „Feierabend" alles stimmen.

Dem Dietmar Bull lag noch etwas auf der Zunge. Seiner Meinung nach sei kulturelles, musisches Desinteresse bei einigen Genossen in der Zeit vor dem aktiven Wehrdienst begründet. Wenn sich keiner darum kümmert, dem Arbeitskollegen oder Freund zu zeigen, wie vielfältig und schön die Seiten des Lebens sein können, würde nicht viel werden.

„Viele Genossen lesen hier bei uns ihr erstes dickes Buch. Und es gibt auch einige, die ganz überrascht Gefallen an Werken von Beethoven oder Mozart finden. Wieder andere erkennen hier erstmals weltanschauliche und politische Zusammenhänge, die zum verstehenden ‚Aha' führen."

Zugführer Unterleutnant Seitz hatte einen interessierten Diskussionskreis zu Neutsch's „Spur der Steine". Und es war gewiß kein Zufall, daß die Diskussion bis zum Wohnungsbauprogramm der DDR ging. Auch das Buch von Tschuikow „Gardisten auf dem Weg nach Berlin" fand großes Interesse und war Gegenstand einer Buchdiskussion im Kompanieklub.

Wie läuft das alles so? Der Hauptmann und der Soldat scheinen auf diese Frage schon gewartet zu haben.

Die FDJ-Leitung gibt den Ton an. Und sie horcht auch, ob das Gebotene Resonanz findet. „Und dann haben wir ein Prinzip: Nichts ausfallen lassen und nichts verschieben. Das ist ein Feind jeglicher Klubarbeit."

Fotozirkel. AR horchte auf, daß es so etwas gibt und sah, daß



Illustration: Fred Westphal

sich hier etwas tut. Beweisen ließe sich das schon daran, daß diese Kompanie seit vielen Jahren an den traditionellen Fotoschauen der Grenztruppen beteiligt ist. Aber auch im Kompaniegebäude hat diese Interessengemeinschaft ihre Spuren hinterlassen. Daß es hier läuft, ist wohl in erster Linie auf Hauptmann Pätz zurückzuführen. Er ist nämlich der „Vater" des Fotozirkels. Diesem Zirkel ist es zu danken, daß eine Wand des Kompanieklubs mit Fotoleinen tapeziert wurde. Man sieht auf dem gut ausgewählten Foto nicht nur den wachsamen Grenzer. Man sieht auch die Schönheit unserer Heimat. Beides verbindet sich zu der Aussage: Hier darf ich sein. Hier möchte ich sein. Dafür lohnt es mit scharfer Munition zu wachen und, wenn notwendig, zu sagen: Bis hierher und nicht weiter!

Dieses Großfoto an der Stirnwand des Klubs „wärmt" den Raum und vermittelt unaufdringlich den Gedanken des militärischen Auftrags. AR stellte auch ganz behutsam die Frage nach den finanziellen „Mäusen" bei solch einer Arbeit des Fotozirkels. Hauptmann Pätz machte ein trauriges, aber kein hoffnungsloses Gesicht. Schließlich meinte er, verschmitzt lächelnd: „Man muß sich zu helfen wissen. Wir wären ja schlechte Grenzsoldaten, wenn wir keinen Ausweg wüßten."

Im Kompanieklub stehen etwa 100 Bücher. Und diese Bücher wurden beileibe nicht mit dem „Lasso" eingefangen, sondern sorgsam ausgewählt nach den Wünschen der Grenzsoldaten. Von Zeit zu Zeit geht eine Liste herum. Fast immer ist auch das Gewünschte zur Stelle, dank der guten Arbeit der Bibliothekarin des Truppenteils. Auch Heinrich Heines „Harzreise" wird oft verlangt.

Tonbandzirkel. Nur dieses eine Wort stand auf dem Klubplan. AR blieb neugierig.

Gefreiter Schulze und Soldat Bull machen hier kluge, lustige und lehrreiche Sachen. Die politische Schulung wird mit Dokumentationen unterstützt, die teilweise vom Rundfunk mitgeschnitten wurden. Aber auch Eigenes wird eingebracht. FDJ-Funktionäre, Kommandeure, Parteimitglieder sagen ihre Meinung zu bestimmten aktuellen Problemen, die dann im Unterricht oder zu FDJ-Versammlungen abgespielt werden. Mit diesem Tonbandgerät – ein Sternrecorder – wird aber auch noch anderes gemacht, das letztlich zum Ausdruck bringt, wie sehr sich die FDJ-Leitung und die Vorgesetzten um ihre Genossen kümmern. Man scheut nicht die Reise zu den Eltern, Frauen oder Freundinnen von Grenzsoldaten der Kompanie, um ihnen mitzuteilen, wie gut ihr Sohn, Mann oder Freund seinen Dienst versieht. Auch so mancher Meister im Betrieb bekommt das große Staunen, wenn die Mikrofonbewehrten auftauchen, Gutes berichten und ein paar herzliche Worte für den ehemaligen Arbeitskumpel abverlangen. Und das ist dann eine große Überraschung, wenn dies zur Weihnachts- oder Sylvesterfeier im Klub abgespielt wird.

Der Harz. Er ist schön. Wer weiß das nicht von den Grenzern? Aber er kann auch unwirtlich sein. So manchen Schneesturm haben die Soldaten schon erleben müssen und wehrten sich gegen undurchdringlichen Nebel. Einige von ihnen lernte AR während dieser Harzreise kennen. Es sind prächtige Burschen, die hier das Pulver trocken halten. Und daß sie so sind, daran hat wohl auch die geschickte und kluge Arbeit des Klubrates und der FDJ-Leitung ihren Anteil. *Major Wolfgang Matthèes*



Unter der Lawine

Es ist noch dunkel. Ringsum alles still. Der beißende Frost dringt sogar durch meine zwei Pelzmäntel. Irgendwie wird mir jetzt doch etwas mulmig zu Mute. Aber so ist es eben, wenn man sich in den Kopf gesetzt hat, die Arbeit von Lawinenhunden kennenzulernen und dabei selbst das „Opfer" sein möchte . . .
Die Männer vom Bergrettungsdienst in der Hohen Tatra graben mir im Schnee eine Höhle. Gerade so groß, daß ich gebückt darin sitzen kann. Dann mauern sie mich mit großen Schneequadern ein, glätten über mir den Schnee. – Der Hundeführer samt seinem vierbeinigen Begleiter soll keinerlei Anhaltspunkte haben. Lediglich ein paar Fähnchen markieren eine Fläche von ungefähr zweihundert Metern – ganz so, als ob hier wirklich eine Lawine niedergegangen wäre.
So hocke ich nun etwa eineinhalb Meter unter dem Schnee und warte auf meinen Retter. Den höre ich auch schon bald über mir bellen. Nach innen nämlich ist jedes Geräusch zu hören, nach außen jedoch dringt nichts durch den Schnee. Klopfzeichen oder andere Geräusche sind also zwecklos. Der Hund, obwohl er über ein vielfach empfindlicheres Gehör als der Mensch verfügt, muß sich völlig auf seinen Geruchssinn verlassen. Und wenn das Opfer noch lebt, vermag es der Lawinenhund auch unter einer mehrere Meter dicken Schneeschicht zu finden. – Berechtigte Hoffnungen für mich, daß ich bald aus









meiner doch recht unbequemen Lage befreit werde ...
Die Männer hatten mir noch vor meiner „Eingrabung" davon berichtet, daß der Lawinenhund bereits kurz nach seiner Geburt darauf getrimmt wird, seine Nase in erster Linie zum systematischen Absuchen des Lawinengebietes zu gebrauchen.
Die „Kinderstube" durcheilt er demzufolge im Sturmschritt. Dafür verfügt er gegenüber seinen Artgenossen jedoch über einen gewissen Wohnkomfort: Eine Hütte, bestehend aus Vor- und Wohnraum. Auch die Speisekarte hat eherne Grundsätze. Der Hundeführer muß im Notfall mit einem trockenen Brotkanten zufrieden sein, der Vierbeiner hat Anspruch auf Fleisch. Ein solches Stück habe ich übrigens auch hier unten in meinem Schneekerker. Für meinen Retter, wenn er mich gefunden hat. Und er hat ...
Ich höre ihn aufgeregt scharren, bellen und winseln. Die Sonde, mit der sich der Hundeführer lediglich nochmals vergewissert, ob nicht doch ein Irrtum vorliegt, stößt bereits an meine Schulter.
Alles andere ist dann nur noch das Werk kräftiger Schaufelarbeit, und schon bald werde ich aus meiner Schneehöhle herausgezogen. Etwas steif zwar, aber mit der Gewißheit: Die Lawinenhunde sind doch die schnellste und sicherste Hilfe des Bergrettungsdienstes in der Hohen Tatra.

Josef Klima
Fotos: Oldrich Egem

Brand wunden

Kurzgeschichte von Werner Riecke

Illustrationen von Detlef Schüler

Das war gestern abend gewesen. Unteroffizier Zettler und Gefreiter Bärwald hatten Spätdienst; Einsatzschlosser in der Werkstatt. Sie arbeiteten an einem Kübelwagen. Die begonnene Durchsicht mußte abgeschlossen werden.
Da klingelte das Telefon. Der Werkstattleiter rief an und forderte, sie sollten die erste Reparaturbox freimachen. Er werde eine Funkstation in die Werkstatt schleppen lassen. Der Motor des Fahrzeugs springe nicht an. Sie sollten das in Ordnung bringen. Die Station würde dringend gebraucht. Bärwald knurrte. Ungern unterbrach er eine begonnene Arbeit. Vielleicht meinte er auch nur: Geht alles seinen Gang. Er stemmte seine zwei Zentner gegen die Motorhaube des Kübelwagens und schob ihn ins Freie.
Zettler räumte herumliegendes Gerät beiseite. Dann begann er das Werkzeug zu ordnen. Als er nach einer Weile aufschaute, sah er den dicken Bärwald mit einer brennenden Zigarette im halboffenen Werkstattor stehen.
„Dicker, mach den Glimmstengel aus!" rief er.
Bärwald drehte sich ganz langsam um. „Reg dich nicht auf, Kleiner, die Luft ist doch rein."
Immer, wenn sich kein Vorgesetzter in der Werkstatt befand, rauchte Bärwald. Die Aufforderung seines Gruppenführers konnte er bedenkenlos ignorieren. Der Kleine würde ihn nicht verpfeifen. Sie hatten vor ihrem Wehrdienst im selben Betrieb gelernt und als Kfz-Schlosser gearbeitet. So was verbindet.

Zettler kramte weiter im Werkzeugkasten. Ein leichtsinniger Kerl, dachte er. Dem Dicken ist wirklich kaum zu helfen. Der Werkstattleiter wird ihn bestimmt zum Teufel jagen. Angekündigt hat er es jedenfalls schon. Neulich bekam Bärwald vor versammelter Mannschaft eins übergeschmirgelt: Drei Wochen Ausgangssperre wegen nichteingehaltener Sicherheitsbestimmungen. Letzte Verwarnung, hatte Oberleutnant Kipping gesagt, Brandstifter könne er in der Werkstatt nicht gebrauchen. Und Bärwald? Diesen Burschen schien das überhaupt nicht zu jucken. Schon am nächsten Tag rauchte er wieder in der Werkstatt. Die anderen Schlosser warnten ihn, er solle das endlich sein lassen. Aber er setzte sich höhnisch lächelnd darüber hinweg. Brandstifter müßten eben hin und wieder rauchen, sagte er, und sie könnten ihn ja beim Werkstattleiter verpfeifen. Aber darum ginge es ihnen doch nicht, wehrten seine Genossen ab. Sie wollten den guten Kfz-Schlosser und versierten Spezialisten für alle Motortypen nicht verlieren und hofften, er werde von selbst zur Vernunft kommen und die Raucherei unterlassen.
Plötzlich schreckte Zettler aus seinen Grübeleien auf.
„Achtung, der Alte!" hatte Bärwald gerufen.
Oberleutnant Kipping war bereits um die Ecke gebogen und näherte sich mit schnellen Schritten. Als er Bärwald am Werkstattor sah, rief er:
„Wo ist Unteroffizier Zettler?" Der steckte schon seinen Kopf durch das Tor. „Hier, Genosse Oberleutnant!"
„Gut", sagte Kipping, „schnappt euer Werkzeug und trabt los. Die Funkstation steht vor der Nachrichtenkompanie. Versucht den Motor dort in Ordnung zu bringen. Und Tempo, beeilt euch!"
Der Werkstattleiter blieb stehen. Er hätte nirgends einen Wagen zum Abschleppen auftreiben können, erklärte er, sie sollten schon gehen und ihn nachher informieren, Anruf genüge. Bärwald packte den Werkzeugkasten. Zettler drückte das Tor zu.
Der Kraftfahrer der Funkstation wartete ungeduldig auf die Schlosser aus der Werkstatt. Er stand hilflos vor der aufgeklappten Motorhaube. Zettler winkte ab. Er wollte von dem Fahrer keine Erklärungen. Bärwald beugte sich gleich in den Motorraum. Er prüfte die Kabelstränge der Zündanlage. Der Zündverteiler ließ sich verdrehen. Bärwald richtete sich auf. Er packte den Kraftfahrer am Arm. „Sieh dir das an, da hast du den Motorschaden." Und während er sich wieder dem Motor zuwandte, brummte er vor sich hin: „Ihr solltet eure ungeschickten Finger lieber in die Tasche stecken, statt an der Zündanlage herumzufummeln."
Der Mangel war gefunden und schnell zu beheben. Zettler wühlte schon im Werkzeugkasten. Er suchte das Einstellgerät für die Zündung. „Verfluchter Mist", schimpfte er. Bei dem schnellen Aufbruch hatte er gerade dieses Gerät in der Werkstatt liegen lassen. Er bat Bärwald, doch gleich noch die Zündkerzen des Fahrzeuges zu überprüfen, während er das vergessene Spezialwerkzeug holen würde.

Als Zettler in die Nähe der Werkstatt kam, bemerkte er zuerst brandigen Geruch. Dann sah er Rauchschwaden aus den Entlüftungsöffnungen des Tores quellen. Er eilte mit hastigen Schritten ans Tor und riß es auf. Eine dunkelgraue Rauchwolke wälzte sich ihm entgegen. Von der einströmenden Luft wurden die undurchsichtigen Rauchschwaden zerteilt. Jetzt sah er, wie in der Werkstattecke Flammen bis an die Decke loderten. Dort brannten öl- und fettgetränkte Putzlappen in einem Behälter. Die Wände dieses Kastens glühten schon. Und gleich daneben stand der Kompressor.
Zum Feuerlöscher, dachte Zettler, ich muß zum Feuerlöscher. Er drang in den erneut aufwallenden Rauch ein. Da sah er den brennenden Gummischlauch vor dem Kompressor liegen. Gelbrote Flammen umzüngelten den Druckkessel; und zehn Atmosphären Druck in dem Kessel, der jeden Moment platzen konnte.
Zettler riß sich den Werkstattkittel vom Körper und wickelte ihn um die Hände. Entschlossen packte er den brennenden Schlauch. Die Flammen schlugen ihm ins Gesicht, sie ergriffen Kittel und Jackenärmel. Er zerrte und zog an dem Schlauch der sich schließlich vom Druckkessel löste. Zettler stolperte und fiel hin. Er sprang jedoch sofort wieder hoch und scharrte und stieß den Schlauch mit den Füßen ins Freie. Zettlers Hände begannen zu schmerzen; in den Augen biß der Rauch. Er wischte mit dem Jackenärmel über die tränenden Augen. Jetzt schnell zum Feuerlöscher. Zettler tastete sich an der Wand entlang. Endlich hatte er das Löschgerät erreicht, und er riß es aus der Halterung. Sehen konnte er nun nicht mehr. Gefühlsmäßig richtete er den Strahl der Löschflüssigkeit auf die Flammen. Anfangs schlugen ihm noch Hitzewellen entgegen, doch das Prasseln und Zischen ließ nach, wurde immer leiser und verstummte schließlich ganz.
Erleichtert wollte der Unteroffizier aufatmen. Aber



ein Brechreiz würgte in seiner Kehle; die Hände schmerzten, und Tränen liefen an seinen Wangen herunter. Er ließ den Feuerlöscher fallen und taumelte nach draußen. An den Türpfosten gelehnt, sog er die frische Luft ein. Über seinem Kopf zogen Rauchschwaden aus der Werkstatt ab. Die Schmerzen an den Händen wurden immer stechender und beißender. Doch das würgende Gefühl im Halse begann nachzulassen. Zettler schwenkte seine Hände in der kühlen Luft. Dann rannte er los.
Zum Krankenrevier mußte er an der Nachrichtenkompanie vorbei. Dort wartete Bärwald neben der Funkstation. Er hatte sich schon wieder eine Zigarette angezündet. Zettler ließ dem Dicken keine Zeit zum Fragen. Er schlug ihm mit der schmerzenden Hand die Zigarette aus dem Mund. „In der Werkstatt hat es gebrannt!" fauchte er ihn an. „Sieh nochmal nach. Ich muß mich verbinden lassen."
Das rauchgeschwärzte Gesicht seines Gruppenführers und die versengte Uniform erschreckten Bärwald mehr als dessen wütende Reaktion. Er hastete sofort zur Werkstatt. Vor dem Tor schwelte nur noch der Kompressorschlauch. Überall roch es nach verbranntem Gummi. Sonst war es still. Weißgrauer Schaum bedeckte den Putzlappenbehälter und den Kompressor. Er hatte das Feuer erstickt. Bärwald begriff sofort, was geschehen wäre, wenn Zettler nicht rechtzeitig gekommen und entschlossen reagiert hätte. Er trat ins Freie und zertrampelte den schwelenden Kompressorschlauch vor der Werkstatt.
Das Telefon begann zu schrillen. Auch das noch, dachte Bärwald. Bestimmt sind die Rauchschwaden gesehen worden, jetzt fragen sie, was hier los ist. Bärwald konnte den Anrufer beruhigen. „Nein!" brüllte er ins Telefon. „Nein, keine Feuerwehr nötig, ein paar Putzlappen haben gebrannt, ja natürlich, das qualmt eben wie verrückt. Nein wirklich nicht, haben wir längst gelöscht. Ursache?



– Was weiß ich? – Vielleicht hat ein Kabel geschmort."
Bärwald legte den Hörer in die Gabel. Der letzte Satz lenkte seine Aufmerksamkeit in eine bestimmte Richtung. Kabelbrand? Die Leitung zum Kompressor steht immer unter Spannung. Er rannte in die Werkstattecke. Aus dem weißgrauen Schaum stieß er mit einem Besenstil die elektrische Leitung des Kompressors heraus. Die Isolierung des Kabels war verschmort und an einigen Stellen gänzlich weggebrannt. Der Kupferdraht lag frei.
Bärwald hörte Schritte. Er schob das Kabel in den Schaum zurück. Gleich danach stürmten sie in die Werkstatt: der diensthabende Offizier, Oberleutnant Kipping und ein Unteroffizier von der Feuerlöschgruppe. Kopfschüttelnd besahen sie sich die Brandstelle und fragten immer wieder, wie das geschehen konnte. Nachdem sie sich beruhigt hatten, wollten sie Dankesworte an Bärwald richten. Aber der wies sie entschieden zurück. Nein, er wäre eben erst in die Werkstatt gekommen. Das Feuer sei von Unteroffizier Zettler gelöscht worden. Mehr noch, vorher habe er den brennenden Schlauch vom Kompressor gerissen und sich dabei mächtig die Hände und das Gesicht verbrannt. Jetzt sei er im Krankenrevier, um sich verbinden zu lassen.
Vom Werkstattleiter wurde entschieden, daß der Vorfall morgen gründlich untersucht werde; bei Tageslicht und nachdem man den Schaum von den Geräten entfernt habe. Bärwald solle die begonnene Reparatur an der Funkstation abschließen, und dann sei für ihn Feierabend. Morgen würde man weiter sehen. Der Dicke entfernte sich zögernd von der Brandstelle. Also morgen erst, dachte er. Ihn erfaßte tiefe Unruhe.
Die Stubenkameraden empfingen Bärwald mit Frozzeleien. Sie nannten ihn Brandstifter und faselten von Handschellen, die beim Staatsanwalt für ihn schon bereit lägen. Blöde Flachsereien. Bärwald ertrug sie gelassen. Aber daß Zettler nicht sprechen konnte, machte ihn nervös.
Zettler war, als er im Krankenrevier eintraf, sofort ins Behandlungszimmer geführt worden. Der diensthabende Sanitäter umwickelte seine Hände, von denen sich die Haut blasenförmig abhob, mit Brandbinden. Auf die stark geröteten Hautstellen im Gesicht strich er Salbe. Zettler mußte im Krankenrevier bleiben; ihm wurde ein Bett zugewiesen.
In der Nacht hielten ihn die Schmerzen und leichtes Fieber lange wach. Dabei tauchte aus der Erinnerung immer wieder ein Bild vor seinen Augen auf. Er sah den dicken Bärwald mit einer brennenden Zigarette im halboffenen Werkstattor stehen. Erst gegen morgen schlief er erschöpft ein. Bei der Visite erwachte er aus unruhigem Schlaf. Der Arzt verordnete ein schmerzstillendes Mittel und beruhigte ihn. In einigen Tagen würden die Brandwunden verkrusten, von unten wüchse neue Haut nach, nur ein paar Narben würden bleiben.
Am Morgen bekam Bärwald wie üblich Arbeit zugeteilt. Für die Ermittlung der Brandursache wählte Oberleutnant Kipping andere Schlosser aus. Bärwald wußte nicht, wie er das deuten sollte. Seine Unsicherheit wuchs. Die Zeit verstrich ihm viel zu langsam. In der Mittagszeit gelang es ihm endlich, seinen verletzten Gruppenführer aufzusuchen.
Als sich die Tür öffnete, drehte Zettler den Kopf zur Seite. Er sah, wie sich der dicke Bärwald langsam ins Krankenzimmer schob. Unter seinem Arm klemmte eine Büchse Saft. In der Hand hielt er einen Konfektkasten. Auf Zehenspitzen näherte er sich dem Bett und blieb dort verlegen stehen. Aus seinem Blick sprach Unsicherheit; seine abwartende Haltung ließ Schuldgefühl erkennen. Oder, dachte Zettler, oder hatte man dem Dicken wegen des Brandes in der Werkstatt schon eins übergezogen?
Mit einer Kopfbewegung deutete er an, daß der Besucher sich setzen solle. Bärwald hielt die Geschenke hoch. „Tag, Rolf. Habe dir was mitgebracht; kleine Erfrischung." Zettler nickte. Bärwald legte die Büchse und den Konfektkasten auf das Nachtschränkchen. Dann zeigte er auf die verbundenen Hände. „Tut mir leid, Rolf, ehrlich. Hast du Schmerzen? Tuts noch weh?" Zettler schüttelte den Kopf. „Da bin ich aber froh, wirklich", sagte Bärwald. Seine Miene hellte sich etwas auf. Er zog einen Stuhl ans Bett und setzte sich. „Mensch, Kleiner, das hätte ja bös ausgehen können. Womöglich wäre die ganze Werkstatt in die Luft geflogen."
Zettler hob die Hand und winkte abwehrend. Er richtete den dicken Verband auf seinen Besucher. „Was wird denn nun aus dir?"
Bärwald hob die Schultern. „Weiß nicht. Eine Kommission ist gebildet; sie sucht die Brandursache."
In Zettlers Gesicht zuckte es. Bärwald wußte sofort, was das zu bedeuten hatte. Er ergriff die Büchse, drückte mit dem Taschenmesser ein Loch in den Deckel und goß Saft in ein Glas.
„Du kannst mich natürlich verpfeifen", sagte er, „wahrscheinlich schon am Nachmittag, wenn sie kommen und sich bei dem Retter der Werkstatt bedanken."
Zettler ließ den Kopf ins Kissen sinken. „Dicker", sagte er, und ein vorwurfsvolles Zittern lag in seiner Stimme, „darum geht mir's doch nicht."
Sie schwiegen eine Weile. Was war denn schon passiert? In der Werkstatt hatte das Feuer kaum Schaden angerichtet, und die Brandwunden würden verheilen. Bärwald blickte die ganze Zeit grübelnd auf die verbundenen Hände. Plötzlich erhob er sich. „Ich habe verstanden", sagte er, und stellte das Glas wieder auf das Nachtschränkchen. Er müsse wieder zurück, wäre nur auf einen Sprung hergekommen, und ob er noch was besorgen solle. Er werde wieder herkommen; sobald es sich machen ließe, käme er wieder. Bärwald schlich sich

aus dem Zimmer. Die Tür schnappte leise ins Schloß.
Als Zettler allein war, begannen die Brandwunden wieder zu schmerzen, jedoch nicht mehr so stechend und beißend wie gestern abend und in der Nacht. Zettler schloß die Augen. Er spürte die lindernde Wirkung der Salbe auf den verletzten Hautstellen. Durst begann ihn zu quälen. Er hätte jetzt gern etwas getrunken. Auf dem Nachtschränkchen stand das Glas mit Saft. Aber mit den dick verbundenen Händen ließ sich das Glas nicht greifen. Bärwald war gegangen. Die Krankenschwester holte das Mittagessen. Er mußte warten.
Oberleutnant Kipping schrieb schon über eine Stunde. Noch zwei, drei Sätze, dann hatte er den Abschlußbericht über den Brand in der Werkstatt fertig. Er mußte den Bericht im Regimentsstab abgeben. Sie hatten lange nach der Brandursache suchen müssen. Schließlich fanden sie im Innern des Kompressorkabels schadhafte Stellen. Solche Schäden können entstehen, wenn die elektrische Leitung beim Transport auf dem LKW unsachgemäß gelagert wird. Das müßte man bei künftigen Transporten beachten. Denn was hätte durch den Kabelbrand nicht alles geschehen können?
Ein Glück, daß Unteroffizier Zettler rechtzeitig zur Stelle war und mutig zugepackt hatte. Ich werde eine Prämie für ihn anfordern, dachte Oberleutnant Kipping, jawohl, eine dicke Prämie hat er sich verdient.
Es klopfte. Der Werkstattleiter rief: „Nein!“ Nein, er wollte nicht gestört werden. Aber Bärwald stand schon im Dienstzimmer. Jetzt nicht, sagte Kipping ungehalten, er müsse den Abschlußbericht über den Werkstattbrand im Regimentsstab abgeben. Anschließend wolle er Unteroffizier Zettler besuchen. Danach sei er wieder zu sprechen. Bärwald blieb schockiert stehen. Abschlußbericht? überlegte er. Und mit ihm hatte man nicht noch einmal gesprochen; keine Befragung, kein Verhör. Ein Hoffnungsschimmer durchzuckte ihn. Aber er unterdrückte den Gedanken sofort wieder. Zettler lag mit dick verbundenen Händen im Krankenrevier, und er wollte dem Kumpel wieder offen in die Augen sehen können. Deshalb war er schließlich hier.
Ja, darum ginge es ihm doch, sagte Bärwald, er hätte nämlich gestern abend in der Werkstatt geraucht. Oberleutnant Kipping rieb sich das Kinn. Dabei überflog er die soeben geschriebenen Zeilen des Abschlußberichtes. Allmählich erkannte er den Zusammenhang. „Und Unteroffizier Zettler?“ fragte er. „Ich soll die Lunte ausmachen, hat er gesagt.“
Kipping erhob sich hinter dem Schreibtisch. Er streckte den Arm aus. „Raus!“ brüllte er. „Raus, bevor ich es mir anders überlege.“
Bärwald war mit einem Satz hinter der Tür verschwunden. „Aber wir reden noch darüber!“ rief der Werkstattleiter ihm nach. Der Bärwald, dieser Bursche, da hat er also wieder gequalmt. Den werde ich mir vornehmen, und gut für ihn, daß er sich selber gemeldet hat.
Oberleutnant Kipping hatte einen Blumenstrauß besorgen lassen. Den hielt er zur Begrüßung Zettler übers Bett. „Für die mutige Tat, als Dank vom ganzen Kollektiv der Werkstatt.“ Er bat die Krankenschwester um eine Vase. „Bedauerlich, Genosse Zettler“, sagte er, „schade, ich hätte ihnen viel lieber kräftig die Hand geschüttelt. Aber wir holen das nach, etwas später, dann werde ich ihnen gleichzeitig eine Prämie in die Hand drücken können.“
Zettler zog unwillkürlich die Hände zurück. Er stützte sich auf die Ellenbogen und versuchte den Oberkörper aufzurichten. Das sei doch nicht notwendig, wehrte er ab, die Blumen und nun auch noch eine Prämie. Er werde sie nicht annehmen können, weil... na rein zufällig sei er nochmal in die Werkstatt zurückgegangen, um das vergessene Einstellgerät zu holen. Wenn Bärwald gegangen wäre, hätte der den Brand gelöscht, und jeder andere auch. Außerdem wäre ja kaum Schaden entstanden. Und die Brandwunden verheilen bald wieder; nur ein paar Narben würden bleiben.
„Ja, ein paar Narben werden bleiben“, wiederholte Kipping. Er wünsche sie keinem. Aber wenn schon, dann gehörten sie auf Bärwalds Fell. Denn der hätte doch gestern abend schon wieder in der Werkstatt geraucht.
Zettler ließ sich aufs Kopfkissen zurückfallen. „Sie wissen?“ fragte er. „Ja, Mittag war er bei mir“, sagte Kipping. „Wahrscheinlich hat ihn das schlechte Gewissen geplagt.“ Aber das brauche Zettler nicht zu beunruhigen. Der Brand in der Werkstatt wäre durch das beschädigte Kompressorkabel entstanden.
Als Bärwald am Abend ins Krankenzimmer trat, klemmte wieder eine Büchse Saft unter seinem Arm. Die Verlegenheit war aus seinem Gesicht gewichen. „Oh, Blumen“, sagte er, „die Obrigkeit hat sich also schon bedankt.“ Er plapperte munter weiter. Übrigens sei er mittags beim Werkstattleiter gewesen. Der hätte ihn im hohen Bogen ’rausgeschmissen. Er glaube, das sei ein gutes Zeichen.
Zettler richtete sich auf. Da hatte er sich nun Gedanken gemacht, hatte in tausend Ängsten geschwebt, wofür eigentlich? „Du, Dicker“, sagte er, „hör mir mal gut zu. Wenn du nochmal in der Werkstatt rauchst, dann haue ich dir eine über deinen eigensinnigen Schädel, und es ist mir egal, was ich gerade in den Händen habe, daß du es weißt.“
Bärwald goß Saft in das Glas. Er nickte bedächtig. Ja, er habe verstanden, und das wäre auch ein gutes Zeichen. Er hielt dem Freund das Glas an die Lippen.
Während Zettler den Saft herunterschluckte, dachte er, bestimmt werde ich ihm eins über seinen eigensinnigen Schädel hauen. Die Narben werden mich daran erinnern.

Zu Gast im Palast

Kinder lesen von Palästen,
märchenhaft und tausendschön,
wo sich Prinzen mit betreßten
Gästen würdevoll ergeh'n.

Doch bei uns hat jeder einen,
der für Bürger und Tourist
märchenhaft ist, wie wir meinen,
aber doch kein Märchen ist.

Und so sprach Prinzessin Hilde,
wenn du demnächst Urlaub hast,
führ' ich erstens was im Schilde,
zweitens dich durch den Palast.



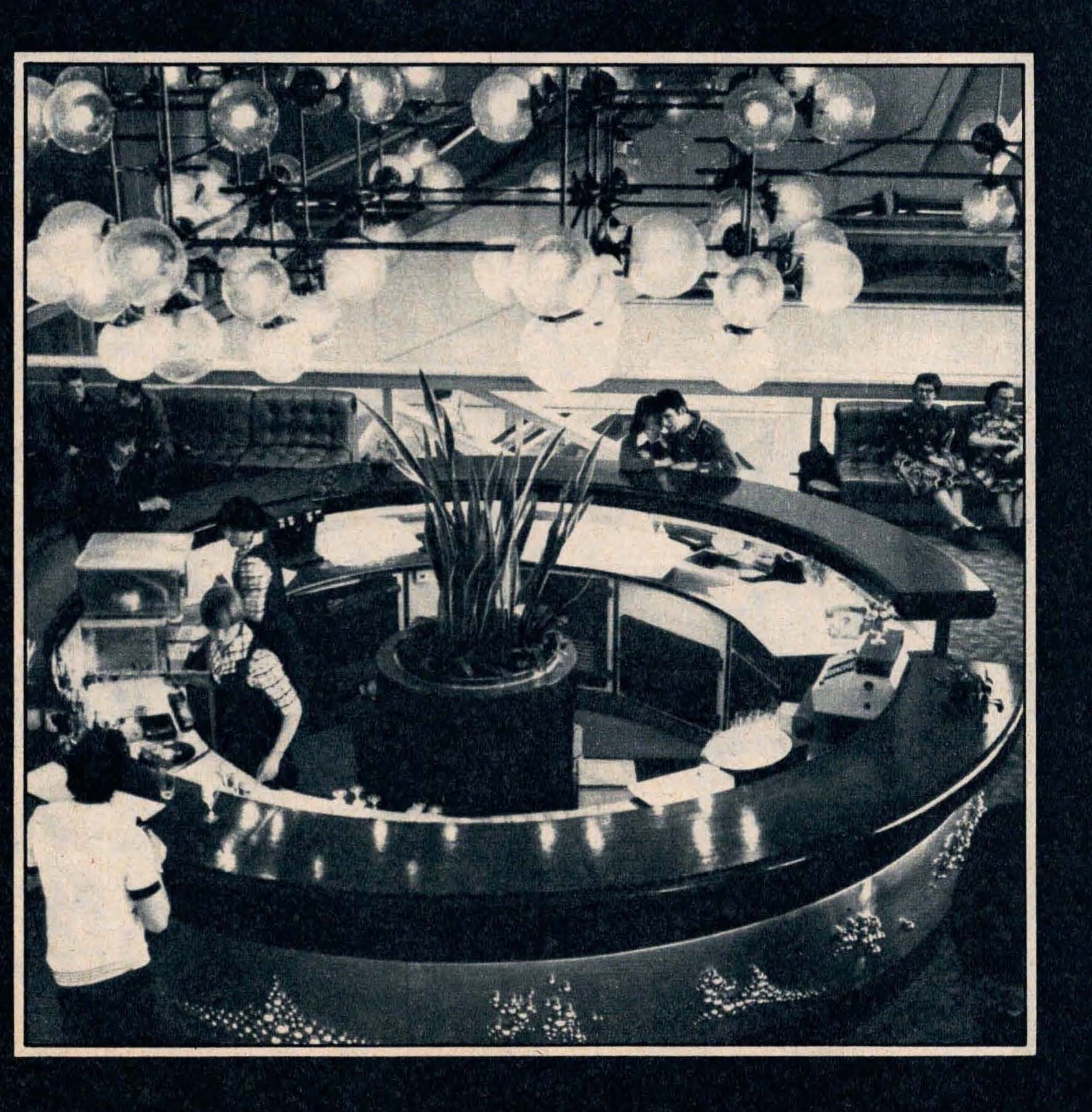


Und so schritten sie in Bälde,
froh, einander nah zu sein,
von Gemälde zu Gemälde,
Kunst genießend und allein.

Sahen Saal und Bühnenrampen
und der Decke Lichterquell,
brauchten keine Wunderlampen,
denn ihr Glück war wunschlos hell.

Fanden alles schmuck und sauber
im Palaste an der Spree,
rollten schließlich mit dem Zauber-
Teppich ins Café-Foyer.

Labten sich in den Gefilden
mit Kaffee und Bienenstich.
Zärtlich sagte er zu Hilden:
„Sesam, komm und öffne dich!"



Und sie öffnete die Lippen,
wie man sieht, zu einem Kuß.
Amor ließ die Herzen wippen,
und der Prinz tat, was er muß.

Raubte dem geliebten Weibe
gleich zwei Dutzend Stück im Sturm.
Durch des Fensters blanke Scheibe
schmunzelte der Fernsehturm.

„Ach, ich leg' ihn dir zu Füßen,
diesen prächtigen Palast,
darfst die Herrlichkeit genießen,
wann du Lust und Muße hast."

Und so wurden sie ein Pärchen,
denn die Liebe ward entfacht.
– Hoffentlich nicht wie im Märchen
tausend nur und eine Nacht!

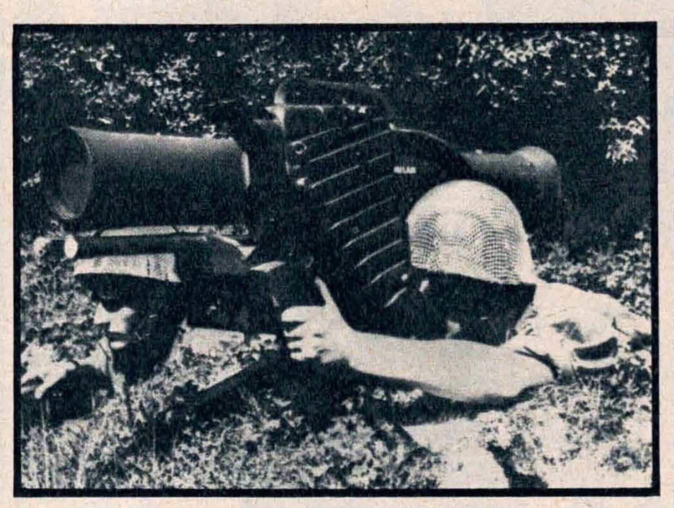
Hans Krause





P.S. Und wenn sie nicht gestorben sind... So enden meist die Märchen. Nicht so für unsere beiden, denn Prinzessin Hilde heißt in Wirklichkeit Karin und ihr Märchenprinz ist Unteroffizier Ralf Ronneberger. Und als sie am 28. Juli 1978 den standesamtlich beurkundeten Bund fürs Leben schlossen, fing ihr Märchen erst richtig an.

Fotos: Manfred Uhlenhut



Entwicklungshilfe à la BRD

Berichten des BRD-Magazins „Wirtschaftswoche" zufolge will Bonn zur Festigung seines Einflusses in Afrika an vierzehn Staaten dieses Kontinents eine militärische „Sonderentwicklungshilfe" leisten. Dafür sind mehr als 75 Millionen DM vorgesehen. Auf der „Warenliste" stehen vor allem Flugzeuge, Hubschrauber, Lastkraftwagen und sogenannte Polizeiboote. Bereits in der Vergangenheit habe sich „die außerordentliche Wirksamkeit dieser Hilfe und ihre besondere politische Ausstrahlungskraft erwiesen", meinte das Blatt. Wie westlichen Veröffentlichungen zu entnehmen war, stattete beispielsweise der Bremer Flugzeugkonzern VFW die Luftwaffe Südafrikas mit Militärtransportern vom Typ „Transall" C 160 aus. Zur Verstärkung der südafrikanischen Streitkräfte mit „Milan"-Raketen (das Foto zeigt französische Infanteristen mit diesem Waffensystem) trägt der BRD-Rüstungskonzern Messerschmitt-Bölkow-Blohm bei. Als Bergwerksausrüstungen getarnt, gelangten über Cherbourg Panzerwannen der BRD-Firma Arnold Jung nach Pretoria. Panzerzugmaschinen der Klöckner-Humboldt-Deutz-Werke, Militär-LKW von Daimler-Benz und „die auf Umwegen ans Kap gelangten BO-105-Hubschrauber" von MBB gehören gleichfalls zum Militärhilfeprogramm der BRD für das Rassisten-Regime. Auch an der forcierten Aufrüstung der Kriegsmarine dieses Staates haben mehrere BRD-Unternehmen maßgeblichen Anteil. Die Hamburger Werft Blohm und Voss stellte Pläne für den Bau von Raketen-Korvetten zur Verfügung. Für Schnellboote, die in Israel gebaut werden, liefert die Lürssen-Werft in Bremen-Vegesack die Konstruktionen, und für die Ausrüstung dieser Schiffe mit Motoren sorgt die Friedrichshafener Motoren- und Turbinen-Union (MTU). Umfangreiche Materiallieferungen für die Radaranlage „Advokaat", mit der die Schiffsbewegungen rund um das Kap beobachtet werden können, tätigen die Elektro-Konzerne AEG und Siemens. Ebenso wie Südafrika zählt auch das südrhodesische Smith-Regime zu den afrikanischen Staaten, die Kriegstechnik aus der BRD beziehen.
Fotos: ZB, Archiv

Neue Verbände „zur Stärkung der Kampfkraft der Bundeswehr" aufzustellen, hat der FDP-Bundestagsabgeordnete Jürgen Möllermann auf einem „Sicherheitspolitischen Kongreß" seiner Partei in München gefordert. Sie sollten, wie er meinte, „aus dem Reservistenpotential personell bestückt werden und durch Pläne zur schnellen Mobilmachung in Krisenzeiten kurzfristig verfügbar sein".

An Argentinien wird die französische Firma Turbomeca im kommenden Jahr 60 Triebwerke für Militärflugzeuge liefern. Sie sind für Maschinen des Typs „Pucara" bestimmt, die vor allem für den Bodenkampf und die Bekämpfung von Widerstandsgruppen eingesetzt werden sollen.

Zehn von den 30 Mitgliedern des Rüstungswirtschaftlichen Arbeitskreises der BRD sind bereits in der faschistischen Rüstungswirtschaft oder in den entsprechenden Einrichtungen der Hitler-Wehrmacht aktiv gewesen. Der RAK gilt als eine Art ökonomischer Generalstab, der unter anderem über die Ausgaben für die Rüstungsbeschaffung befindet. Er stellt, wie es in einer in Baden-Baden erschienenen Veröffentlichung heißt, „das wohl entscheidendste Gremium des militärisch-industriellen Komplexes in der BRD dar, das mit seinen beiden Arbeitsgruppen ‚Allgemeine Rüstungsfragen' und ‚Öffentliches Auftragswesen' die Interessen der verschiedensten Organisationsvertreter aufeinander abstimmt".

600 Frauen dienen gegenwärtig als Berufssoldaten in Heer, Luftwaffe und Marine Belgiens. Bis Ende 1978 werden nach Angaben der Bundeswehr-Presse rund 5000 weitere Frauen den Militärdienst aufnehmen. Sie werden im „Kleinen Kastell" in Brüssel rekrutiert und sollen die Lücken schließen, die aus Mangel an männlichen Bewerbern entstehen. Die Frauen können Offiziere, Unteroffiziere und Sanitätsoffiziere werden. Der Andrang soll beachtlich sein.

Ein Staffelaustausch zwischen Einheiten der portugiesischen Luftstreitkräfte und der BRD-Luftwaffe wird der Bundeswehr-Presse zufolge „der Übung der Verlegungsfähigkeit und der Erfüllung von Ein-

satzaufgaben in weniger bekannten Räumen" dienen. Darüber hinaus soll er „zur Herstellung und Pflege persönlicher Kontakte zwischen den NATO-Partnern sowie zur Erhaltung und Verbesserung von Beziehungen der NATO-Luftstreitkräfte beitragen".

Im August 1979 wird voraussichtlich das erste der amerikanischen Atom-U-Boote der „Trident"-Klasse in Dienst gestellt. Die insgesamt dreizehn Schiffe dieses Typs, die in den nächsten sechs Jahren für die strategischen Streitkräfte der USA gebaut werden, sollen 22 Milliarden Dollar kosten. Die Bundeswehr-Presse hebt in diesem Zusammenhang die Rolle dieser U-Boote als Mittel der Drohung und Erpressung hervor.

Erstmals haben die USA in diesem Herbst bei einem NATO-Manöver in Europa strategische Bomber des Typs B-52 (Foto) eingesetzt. „Die Langstrecken-Flugzeuge wurden für Atom-Angriffe auf die Sowjetunion gebaut", stand in der „Welt".



Keine Woche vergeht im Durchschnitt, in der die Landstreitkräfte der Bundeswehr nicht mindestens auf Brigadeebene eine mehrtägige Gefechtsübung durchführen. Im vergangenen Jahr waren es etwa 80, zu denen die zahlreichen Bataillons- und Kompanieübungen noch hinzukommen. Im Durchschnitt werden die Soldaten des Bundeswehr-Heeres mehr als jeden zehnten Tag ihres Dienstes auf Übungsplätzen für den Krieg vorbereitet.

In 33 Ländern stehen dem Military Airlift Command (MAC) der USA 350 Flugplätze und 304 strategische Lufttransporter zur Verfügung. „In Zeiten der Not" können seinem Kommandeur, General William Cr. Moore, durch die Civil Reserve Air Fleet (CRAF) weitere 358 Personen- und 132 Lastflugzeuge unterstellt werden.

Fast 600 Angehörige der Bundeswehr wirken in parlamentarischen Gremien der BRD mit. Mitglieder des Bundestages sind neben zahlreichen Reservisten auch „fünf aktive und für die Dauer ihres Mandats in den Ruhestand versetzte Soldaten". Drei davon gehören der CDU/CSU-Fraktion an.

Die Niederlande wollen in den nächsten Jahren die Kampfkraft ihrer Marine erheblich steigern. In Bau befinden sich unter anderem zwölf Fregatten der 3000 ts großen „Kortenaer"-Klasse, die nach Angaben der Bundeswehr-Presse „in vielen Bereichen dem Idealtyp einer Europa-Fregatte sehr nahe kommt". Außerdem werden mit großem Kostenaufwand sechs Fregatten der „Van Spejk"-Klasse (2200 ts) modernisiert. In Zusammenarbeit mit Frankreich und Belgien werden ferner 15 Minenjäger gebaut, die eine Wasserverdrängung von 510 ts erreichen werden.

Die Führungsakademie der Bundeswehr hat im vergangenen Sommer zum ersten Mal Admiralsstabslehrgänge zu einer Übung an die höchste Ausbildungsstätte der US-Marine, an das Naval War College, entsandt. Die Offiziere der BRD-Kriegsmarine trainierten dort unter anderem die „Beurteilung der Möglichkeiten von Seekriegsmitteln in Krisen- und Spannungszeiten".



In einem Satz

Verweigert hat im ersten Halbjahr 1978 der Bundesgrenzschutz der BRD 80850 Personen die Ausreise, 99266 wurden bei der Einreise zurückgewiesen.

Investitionen in Höhe von 715 Millionen DM für den Ausbau eines Stützpunktsystems auf den Kanarischen Inseln hat die spanische Regierung beschlossen.

Bis 1981 werden, wie die BRD-Zeitung „Handesblatt" mitteilte, „über 800 Tornado-Kampfflugzeuge für die NATO fliegen".

Der Waffenexport der USA hat im Haushaltsjahr 1978 mit dem Verkauf von Kriegsgerät für fast 14 Milliarden Dollar ins Ausland einen neuen Höchststand erreicht.

Überprüfen läßt, wie der Westberliner „Tagesspiegel" meldete, die US-Luftwaffe „die Möglichkeiten für die Entwicklung einer atomar angetriebenen Version des Flugkörpers ‚Cruise Missile', die imstande wäre, von den USA aus jeden Punkt in der Sowjetunion zu erreichen und dabei im extremen Tiefflug der sowjetischen Radaraufklärung zu entgehen".

„Das Gebiet für unseren U-Boot-krieg ist heute die Ostsee", erklärte kürzlich der Kommandeur der Zerstörerflottille der BRD-Kriegsmarine, Admiral Klaus-Jürgen Thäter.

Gemeinsamkeiten im antikommunistischen Feindbild und in der antisozialistischen Stoßrichtung zwischen der Armee Frankreichs und der Bundeswehr hat der BRD-Beauftragte beim Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte in der BRD, Generalmajor Johannes Gerber, in einem Artikel für die „Österreichische Militärische Zeitschrift" hervorgehoben.

Unwillig greift der Redakteur
bei „Journal do Brasil" zum Telefon.
Er hat Nachtdienst, und das Klingeln hat ihn wieder
aus den Gedanken gerissen.
Eine rauhe Männerstimme teilt ihm kurz und bündig mit,
drei Straßenzüge vom Redaktionsgebäude entfernt,
in einer Seitengasse,
habe man zwei Leichen abgelegt . . .

Blutspur





der Todesschwadron

Die Polizei, die kurze Zeit später am Tatort eintrifft, erkennt sofort, daß hier wieder einmal die „Esquadrão da Morte", die Todesschwadron, zugeschlagen hat. Die Leichen weisen die typischen Merkmale der „Arbeit" dieser rechten Terrororganisation Brasiliens auf: Spuren von Folterungen, zahlreiche Messerstiche, Einschüsse in Brust und Bauch. Ein an sie gehefteter Zettel trägt das Emblem der Schwadron: ein Totenkopf und das Signum „EM"-„Esquadrão da Morte". Auch diese Opfer werden kaum noch identifiziert werden können.

Wer ist die „Todesschwadron"? Was verbirgt sich hinter ihr? Das erstemal erfuhr man Ende der fünfziger Jahre von ihr. Damals nannte sie sich noch „Sonderpolizeiabteilung". Auf eigene Faust rechneten Polizisten blutig mit Gangstern und Banditen ab. Sie begründeten ihre Lynchjustiz damit, daß Brasilien keine Todesstrafe hat und die brasilianische Justiz zu schwerfällig sei und viel zu zögernd gegen Verbrecher vorgehe. Verschiedene Massenmedien unterstützten diese Argumente. Sie vertraten die Ansicht, daß diese Polizisten zwar formal gegen das Gesetz verstoßen, in Wirklichkeit aber für „Ruhe und Ordnung" sorgen würden. Auch nach der Einführung der Todesstrafe im Jahre 1969 mordeten die Kommandos weiter.

Die Moskauer „Neue Zeit" schreibt in diesem Zusammenhang: „Mit den Jahren nahm die in Todesschwadron umbenannte Sonderpolizeiabteilung einen immer kriminelleren Charakter an. Mitte der 60er Jahre versicherte der Gouverneur des Staates Guanabara, dessen Hauptstadt Rio de Janeiro ist, er werde diese restlos von den Favelas, den Slums, und dem

sie bewohnenden ‚Abschaum' säubern. Mit dieser Operation wurde vor allem die Todesschwadron beauftragt. Sie griff zu einer höchst ‚durchgreifenden' Methode, um Rio von Bettlern zu säubern. Sie wurden einfach wie streunende Hunde eingefangen und irgendwo vor der Stadt mit Nylonstricken erwürgt oder durch Genickschüsse getötet. Und jedesmal war an die Leiche das Emblem der Schwadron geheftet – ‚EM'. Die Mordorganisation der Polizei setzte ihre Tätigkeit ungestraft fort, ja die Behörden bedienten sich ihrer immer häufiger zur Abrechnung mit politischen Gegnern des Regimes. Viele Partei- und Gewerkschaftsführer oder Parlamentsmitglieder, die man mit sichtbaren Zeichen von Folterungen ermordet auffand oder die spurlos verschwanden, werden in Brasilien mit gutem Grund als Opfer der Todesschwadron betrachtet."

Einer der gefürchteten Mitglieder der Todesschwadron von São Paulo war der Stadtpolizeikommissar Sergio Fleury. Er leitete den Überfall auf den bekannten Oppositionsführer Carles Marighella. Fleury lockte Marighella in eine entlegene Gasse und schoß ihn eigenhändig nieder. Später nahm er auch den Nachfolger von Marighella fest. Dieser erlag im Gefängnis einem „Herzanfall".

Einmal faßte der Staatsanwalt von São Paulo den Mut und unterschrieb einen Haftbefehl gegen Fleury. Doch nach kurzer Zeit schon wurde der Haftbefehl wieder aufgehoben. Fleury hatte in der brasilianischen Militärdiktatur mächtige Gönner. Er ist übrigens kein Einzelbeispiel. Auch Expolizeikommissar Manoel Quadros Chares, Leiter der Todesschwadron im Staat Bahia, wurde mehrmals angeklagt – und immer wieder freigesprochen. Der ehemalige Polizeiuntersuchungsbeamte Ademar Augusto de Cliveira wurde wegen zwanzigfachen Mordes angeklagt – kurze Zeit später jedoch verschwand er aus der Untersuchungshaft.

Dieses betont wohlwollende Verhalten der faschistischen Militärjunta gegenüber der Mördertruppe ist nicht verwunderlich, hat doch die „Esquadráo da Morte" gewissermaßen eine systemerhaltende Funktion. Der blutige Feldzug gegen Kommunisten und andere Gegner des Regimes soll nach dem Wunsch der herrschenden Clique die Aktionen der brasilianischen Arbeiterklasse für die Wiederherstellung der Menschenrechte und für demokratische Freiheiten einschränken. Das Wüten der Todesschwadron kommt den herrschenden Kreisen gegenwärtig umso gelegener, als nach dem deutlichen Verblassen des „brasilianischen Wirtschaftswunders" in den letzten Jahren der Widerstand gegen die antinationale Politik der faschistischen Diktatur, gegen den bedenkenlosen Ausverkauf der Wirtschaft und der Bodenschätze des Landes an ausländische Monopole zugenommen hat.

Die Todesschwadron hat bisher über 15000 Menschen ermordet. Allein in den Außenbezirken von Rio de Janeiro wurden in den ersten sechs Monaten dieses Jahres 209 Mordfälle angezeigt, die allesamt der Todesschwadron zugeschrieben werden. Die Killer sind zum großen Teil selbst Angehörige der Polizei. Vor der Presse äußerte ein Mitglied dieser Gangstertruppe: „Meistens bestand unsere Truppe aus sieben bis acht Mann. Insgesamt waren wir vielleicht 40–50 Polizisten. Wir kamen uns vor wie ein verschworener Wildwesthaufen. Fast alle von uns ballerten für ihr Leben gern. So einen Kerl mit fertiggemacht zu haben, gehörte zum guten Ton. Gedeckt wurden wir von unseren höheren Vorgesetzten. . ."

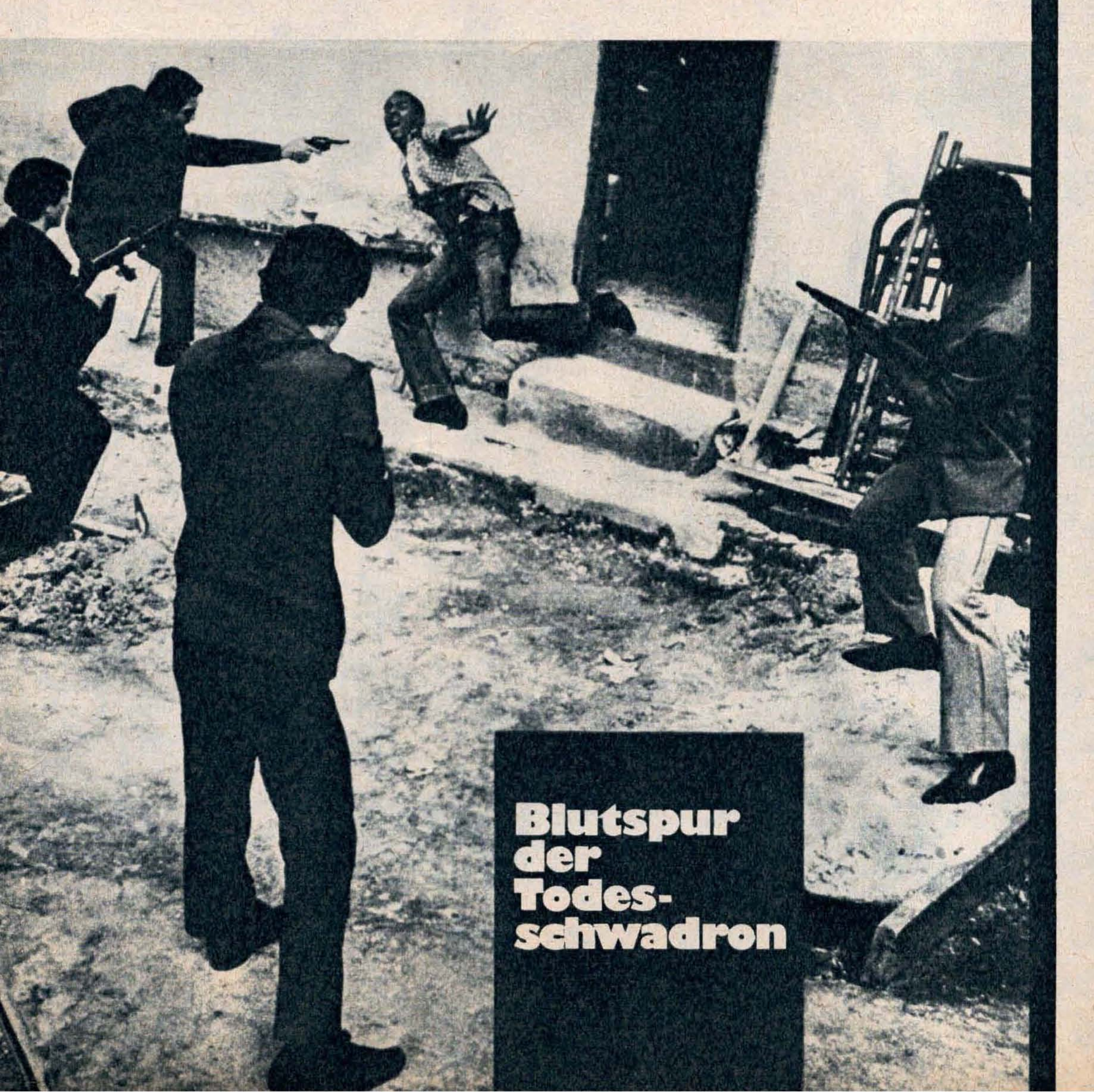
Gegenwärtig nun kann man in den brasilianischen Zeitungen viel über den „Kampf" gegen die Todesschwadron lesen. Die Behörden, so heißt es, wollen den „Krieg" gegen die Mordkommandos aufnehmen. Man bittet die Bevölkerung sogar um ihre Mithilfe. „Wählen Sie 234-2010 und sagen Sie alles, was Sie wissen", heißt es in den Zeitungen. Das ist jedoch ein primitives Scheingefecht, denn noch immer werden in Brasilien Demokraten verfolgt, läßt die faschistische Diktatur ihren Kumpanen der Todesschwadron allzu gern freie Hand.

Natürlich gibt es hin und wieder Zeugen für die Grausamkeiten der Todesschwadron. Kaum einer von ihnen jedoch traut sich zu reden, denn die Furcht vor dieser rücksichtslosen Organisation ist allgemein zu groß. Robinson da Silva, ein Omnibusschaffner in Rio de Janeiro, ist einer dieser Zeugen. Er wohnt in der Baixada Flumineuse, einer der Elendszonen südlich von Rio. 153 mal hat er gesehen, wie die Todesschwadron mordete. Nie hat er sich gewagt, das der Polizei mitzuteilen. Nur einmal vertraute er sich einem Reporter an: „Beim letztenmal kamen die Killer gegen halb fünf Uhr morgens. In zwei Volkswagen. Sechs oder sieben schwerbewaffnete Männer sprangen heraus. Sie zerrten einen Neger hinter sich her, befahlen ihm zu laufen. Er rannte los. Als er ein paar Meter weit gekommen war, schossen sie ihm die ersten Kugeln zwischen die Rippen. Der Schwarze fiel. Da schrien sie ihn an, er sei ein Hurensohn und solle weiterrennen. Sie traten ihn ins Gesäß. Einige Schritte schaffte der Neger noch, dann schossen alle ihre Magazine leer. Bevor die Männer abfuhren, sahen sie noch nach, ob der Neger auch richtig tot war."

Den Behörden sind sogar häufig die Namen der Mörder bekannt, doch niemand zieht sie zur Rechenschaft. Die Zeugin Nair de Moraes Aguiar belastet z. B. gleich zwei leitende Polizisten

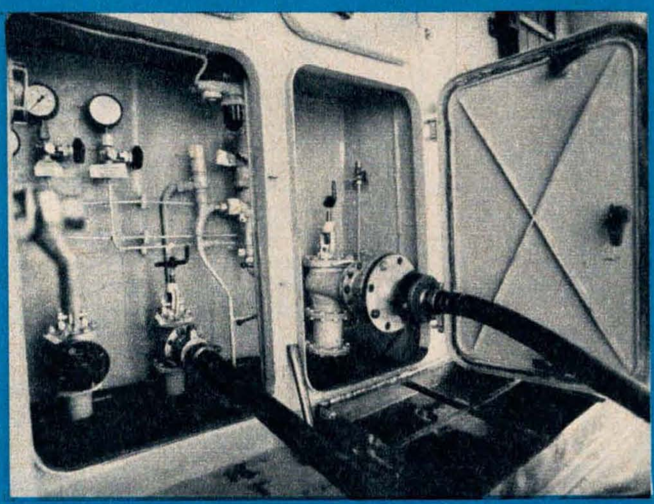
von São Paulo: „Meine elfjährige Tochter Eloisa wurde bei der Polizei mit Elektroschocks gequält. Mehrere Polizisten versuchten, sie zu vergewaltigen. Ich selbst wurde zu einer Streife in den Wagen gezerrt. Dort befand sich ein junger Neger. Er flehte um sein Leben. Nach längerem Umherfahren stoppte der Wagen. Ich hörte, wie Kommissar Sergio Fleury rief: ‚Lauf, schwarzer Vagabund'. Dann krachten fünf oder sechs Schüsse. Ich wurde bewußtlos . . ."
Daraufhin erklärte der Untersuchungsrichter Nelson Fonseca auf einer Pressekonferenz: „Jetzt haben wir Beweise, daß Mitglieder der Todesschwadron tatsächlich Angehörige der Polizei sind." Aber sofort stellte sich der höchste Sicherheitsbeamte des Bundesstaates São Paulo schützend vor die Polizei. Er sagte: „Richter Fouseca hat mit diesen Worten dem Land einen schlechten Dienst erwiesen." Im übrigen, so behauptete General Oswaldo Domingues mit Nachdruck, existiere die Todesschwadron überhaupt nicht. Das werde von den Feinden Brasiliens nur immer wieder aufgebauscht.
Mittlerweile unterhält aber eben diese Todesschwadron Brasiliens gute Verbindungen zu ähnlichen ultrarechten Terrororganisationen in anderen lateinamerikanischen Ländern. Diese Verbindungen hat unter anderem auch Fleury geknüpft. Er flog z. B. nach Chile und stellte der Polizei dort seine Erfahrungen zur Verfügung. Mit seiner Hilfe wurde die Terrororganisation „Graja" aufgebaut, die nach dem Muster der Todesschwadron mordet. Eine ähnliche Organisation entstand in Kolumbien, genannt die „Todesabteilung", und in Argentinien wurde die „Halcones" aufgebaut. Sie alle sind verantwortlich für Morde und Terrorakte an fortschrittlichen Politikern, Gewerkschaftlern und anderen progressiven Vertretern der Öffentlichkeit. *Jochen Weiß*

Fotos: Zentralbild, Archiv



Blutspur der Todesschwadron

Bunkern

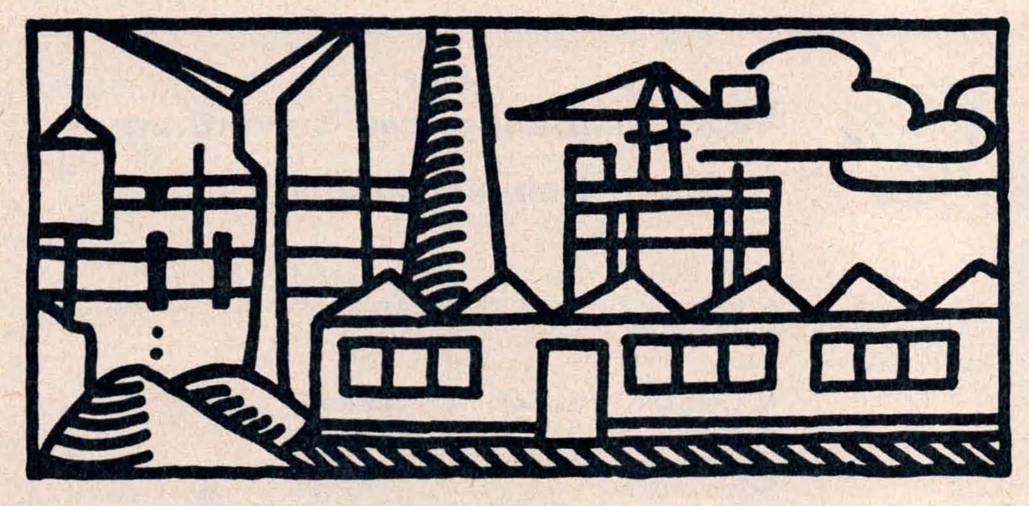






In Kiellinie folgen die Landungsschiffe dem Fahrwasser zum Hafen. Ein Törn geht zu Ende, wie die Seeleute sagen. Einige von ihnen schauen verstohlen zur Uhr. Man könnte noch den Bus . . ., Landgang steht bevor. Doch kein Schiff läuft um die Mole, alle werfen sie auf der Reede Anker. Es wird gebunkert. Da kommt schon der Tanker längsseits. Noch während der Leitende Ingenieur der „Hoyerswerda" den Qualitätspaß über den Treibstoff prüft, übergeben bereits die Decksleute vom Tanker dem Motorengasten den Schlauch. Der LI ist einverstanden mit der Sorte und den chemischen Eigenschaften. Ein Wink von ihm, die Pumpen laufen. Es strömt in die Bunker der „Hoyerswerda", die seeklar vor Anker liegt. Sofort könnte sie wieder auf Fahrt gehen. Alle dazu nötigen Gefechtsstationen sind besetzt. Sicherheitsvorkehrungen bei etwaigen Bränden oder anderen Havarien. Feuerlöscher und angeschlossener B-Schlauch stehen und liegen an der Übergabenische griffbereit. Der unmittelbar mit der Übernahme beschäftigte Matrose trägt Stahlhelm und Schutzmaske. Aber nicht nur der eigenen Sicherheit, auch der Umwelt gilt volle Aufmerksamkeit. Ein selbstgefertigter Stahlkasten steht unter dem Einfüllstutzen. Nicht ein Tropfen soll in die See gelangen.
Zu bemerken wäre noch, die ganz Eiligen haben ihren Bus bekommen. Dank der gut auf das Bunkern vorbereiteten Tankerbesatzung, Zivilbeschäftigte der NVA. Zuletzt haben sie ihr Schiff am Liegeplatz festgemacht. Dann erst, als die volle Gefechtsbereitschaft der Landungsschiffe wiederhergestellt war.
Bild und Text: E. Gebauer





VEB BMK Ost – Interessante Arbeit mit Perspektive

Wir realisieren als Generalauftragnehmer

- Bauwerke und bauliche Anlagen der Industrie und Lagerwirtschaft
- Gesellschaftsbauten
- Sonderbauten

Wir bieten vielseitige Einsatzmöglichkeiten für

- Hoch- und Fachschulkader
- Meister des Bauwesens (alle Fachrichtungen)
- Facharbeiter aller Berufe des Bauwesens wie
  - Maurer
  - Betonbauer
  - Zimmerer
  - Stahlbauer
  - Schweißer
  - Baumaschinenschlosser
  - Kfz-Elektriker
  - Berufe der bautechnischen Ausbaugewerke
  - Baumaschinisten
  - Transportarbeiter

Wir garantieren

- vorteilhafte Bedingungen der Entlohnung nach dem RKV für die zentralgeleiteten Kombinate des Industriebaus
- eine zusätzliche Belohnung ab 2jähriger Zugehörigkeit zu unserem Betrieb
- leistungsabhängige Gehaltszuschläge
- Mehr- und Zeitlohnprämien
- Wettbewerbsprämien
- Jahresendprämien nach den gesetzlichen Bestimmungen
- Zusatzurlaub in Abhängigkeit von der Jahresplanerfüllung
- Trennungsgeld nach gesetzlicher Grundlage
- günstige Bedingungen der Alters- und Invalidenrentenberechnung

Wir sichern

- Wohnraumbereitstellung etwa 1 Jahr nach Antragstellung
- günstige Arbeits- und Lebensbedingungen bei hohen gesellschaftlichen und fachlichen Anforderungen

Interessenten richten ihre Bewerbung an:

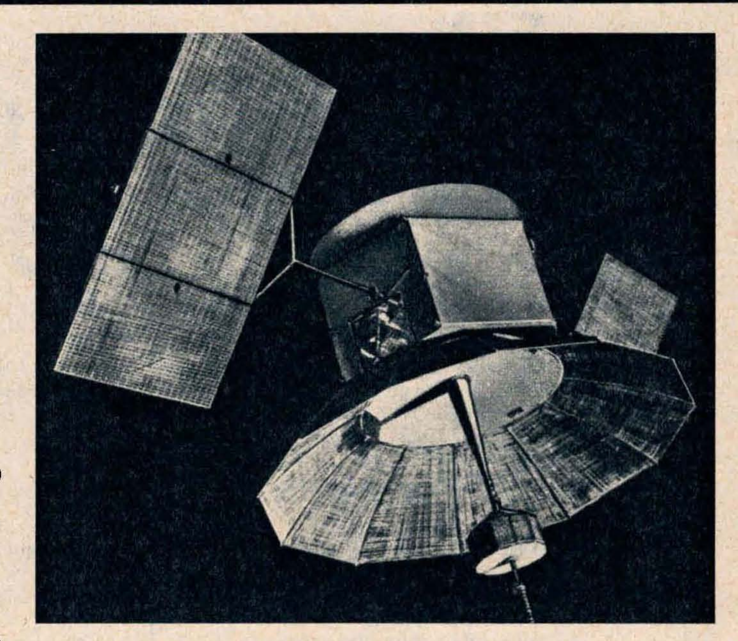
VEB Bau- und Montagekombinat Ost
Betrieb GAN
für Spezialbauten
Abt. Kader
133 Schwedt (Oder)
Passower Chaussee / PSF 161

Reg.-Nr.: I/5/78
DEWAG Berlin/Anzeigenzentrale



AR 12/78 | TYPENBLATT | RAUMFLUGKÖRPER

Nachrichten-Satellit Fleetsatcom (USA)



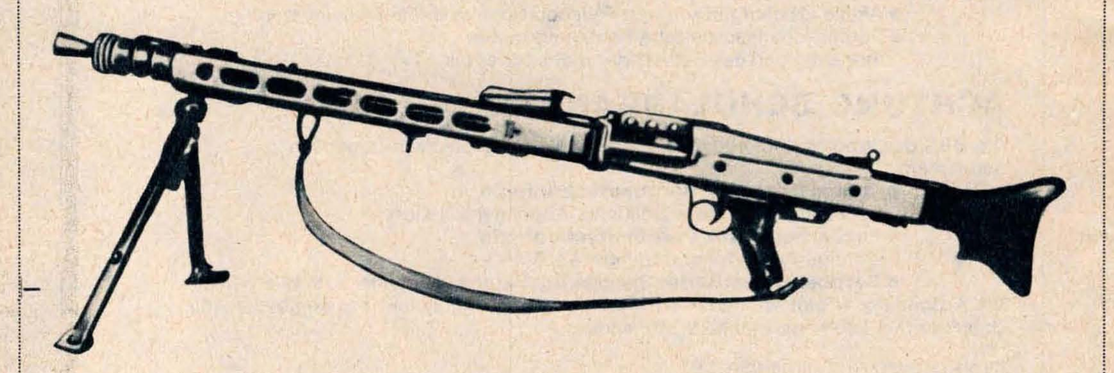
Technische Daten:

Körperdurchmesser	2,44 m
Höhe ohne Antenne	1,27 m
Durchmesser der Parabolantenne	4,80 m
Startmasse	1 885 kg
Umlaufmasse	950 kg
Bahnwerte (Endbahn):	
Bahnneigung	0°
Umlaufzeit	23 h 56 min
Bahnhöhe	36 000 km
erster Start	9. 2. 1978
insgesamt gestartet	1 (Stand: Oktober 1978)

Fleetsatcom 1 ist ein militärischer Nachrichtensatellit. Seine Aufgabe besteht in der nachrichtentechnischen Verbindung zwischen der US-amerikanischen Marine, der Luftwaffe, dem Pentagon und dem militärischen Befehlsnetz des USA-Präsidenten. Der Raumflugkörper wurde von Cape Canaveral aus mit einer Atlas-Centaur-Rakete gestartet.

AR 12/78 | TYPENBLATT | SCHÜTZENWAFFEN

Maschinengewehr MG 3 (BRD)



Taktisch-technische Daten:

Kaliber	7,62 mm
Masse	10,05 kg
Masse mit Zweibein	11,05 kg
Länge	1 230 mm
Günstigste Schußentfernung	600 m
Feuergeschwindigkeit	1 200 Schuß/min
Patronenart	NATO-Patronen

Das MG 3 ist eine über das MG 1, des ersten Bundeswehr-MG, führende Weiterentwicklung des deutsch-faschistischen MG 42. Eine besondere Version ist das MG 3 auf Lafette. Diese 15,8 kg schwere Dreibein-Lafette wird als „Wechselausstattung" mitgeführt. Eine Weiterentwicklung ist das MG 3 E. Hier wurde durch Leichtbauweise und hochfeste Materialien die Masse des Gewehrs auf 9,8 kg gesenkt.

Überwachungsflugzeug Grumman E 2 „Hawkeye" (USA)



Taktisch-technische Daten:

Spannweite	24,56 m
Länge	17,55 m
Höhe	5,59 m
Leermasse	17 091 kg
Startmasse	23 540 kg
Durchmesser der Radarkuppel	7,32 m
Höchstgeschwindigkeit	602 km/h
Marschgeschwindigkeit	498 km/h
Gipfelhöhe	9 388 m
Reichweite	2 500 km
Triebwerk	2 Propeller-Turbinen-Luftstrahl Allison T 56 A 42,2 je 4591 Ps
Kraftstoffvorrat	6 320 l
Besatzung	5 Mann

Das bordgestützte Frühwarn- und Überwachungsflugzeug ist seit 1964 bei der USA-Marine vornehmlich zur Sicherung von Flottenverbänden im Einsatz. Neben dem Suchradar (Scheibe) hat die Maschine Digitalrechner, Datenfernübertragung und elektronische Geräte für Identifikation und Ortung an Bord. Von der „Hawkeye" gibt es drei Versionen.

PKW Trabant P 601/A (DDR)



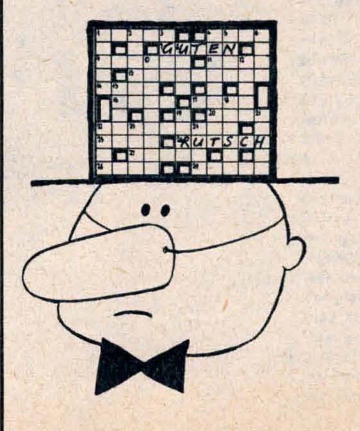
Taktisch-technische Daten:

Eigenmasse	645 kg
Nutzlast	375 kg
Länge	3 475 mm
Breite	1 500 mm
Höhe	1 510 mm
Bodenfreiheit	150 mm
Steigfähigkeit	25 %
Wenderadius	4,75 m
Fahrbereich	550 km
Höchstgeschwindigkeit	100 km/h
Kraftstoffvorrat	20 l + 24 l
Kraftstoffverbrauch	8 l/100 km
Motorleistung	26 PS
Sitzplätze	4

Der P 601/A dient als Streifenwagen in den Grenztruppen der DDR. Leicht und wendig, ist das Fahrzeug vor allem für Straßen und unbefestigte Wege vorgesehen, für leichtes Gelände ist es nur bedingt geeignet. Bodengruppe, Fahrwerk, Motor, Lenkung, Gangschaltung und Bug entsprechen den Trabant-Standardtypen. Ein Ersatzrad ist am Heck befestigt. Das Fahrzeug besitzt abknöpfbare Leinwandtüren.

Waagerecht: 1. Handwerker, 5. legendärer Held der mittelalt. Literatur, 10. engl. Anrede, 14. männl. Vorname, 15. gegerbtes Tierfell, 16. Schloß, Palast, 17. Giftstoff im Tabak, 18. Fett von der Bauchwand des Schweins, 19. rinnenförmige Biegung, 20. tschech. Maler, gest. 1938, 21. Rheinnebenfluß, 24. Bergrücken in Niedersachsen (BRD), 26. Angeh. eines Göttergeschlechts, 27. europ. Hauptstadt, 29. sportl. Wurfgerät, 32. Komponist der DDR, 34. offener Schiffsankerplatz, 37. Gest. aus „Paganini", 39. nordital. Stadt, 41. Stockwerk, 44. Zeichenerklärung auf Landkarten, 46. männl. Gesangsstimme, 47. Moderator, 49. Tasteninstrument, 51. Altberl. Original, 53. griech. Meergott, 57. Nachtschattengewächs, 60. preuß. General und fortschrittl. Militärtheoretiker, gest. 1813, 63. Oper von Donizetti, 65. Raubfisch, 66. Mitbegründer des „Blauen Reiters", 69. islam. Rechtsgelehrter, 71. Schiff der griech. Sage, 73. Donaunebenfluß, 76. Gest. aus „Der fliegende Holländer", 77. poln. Schriftsteller, 78. positive Elektrode, 79. Reinigungsmittel, 80. Wagenzug, 81. eth. Begriff, 82. Nordwesteuropäerin, 83. Hauptstadt von Tibet, 84. Tapferkeit, 85. durchsichtiges fotograf. Glasbild (Kurzwort), 86. Grünland, 87. dt. Rechenmeister, 89. arab. Volksstamm, 90. Kaffeesorte, 91. pers. Rohrflöte, 92. Wurfleine, 93. ein Tau auf Segelschiffen, 94. Inhaltslosigkeit, 97. Ringelwurm, 99. Flüßchen im Harz, 101. zur Unterhaltung ausgeübte Tätigkeit, 104. Ausweglosigkeit, 106. Stadt in der Lett. SSR, 109. span. Fluß, 110. Stadt im Bez. Cottbus, 111. Wagenschuppen, 114. Dramenheld Lessings, 118. produktive Tätigkeit, 122. sowjet. Schachgroßmeister, 125. sportl. Betreuer, 128. Liebhaber, 130. vorderasiat. Liebesgöttin, 133. Kehre, Wende in der Luftfahrt, 134. mongol. Viehzüchter, 135. Kopfschmuck, 136. Satzzeichen, 139. Klostervorsteher, 140. frz. Textilindustriestadt, 142. Musikzeichen, 144. Zeitmesser, 146. Lebensgemeinschaft, 148. Strumpfkombinat in der DDR, 151. Entscheidung, Höhepunkt, 153. trop. Echse, 155. Gest. aus „Die Zauberflöte", 156. Kraftmaschine, 157. Gedankengehalt, 158. Eiland, 159. nachlässige Umgangssprache, 160. Eintritt, 161. Disziplin des Gewichthebens, 162. Sportreporter der DDR.

Senkrecht: 1. Farbstoff, 2. Donaunebenfluß, 3. griech. Göttin, 4. getrocknete Weinbeere, 5. Pflanzensproß, 6. Uranusmond, 7. Grundbaustein der Elemente, 8. Heldengedicht von Homer, 9. Teil des Bruchs, 10. Kürbisgewächs, 11. Schwertlilie, 12. Trinkgefäß, 13. frz. Orientalist des vor. Jh., 22. Stechwerkzeug, 23. Rauchfang, 25. Rheinnebenfluß, 26. Berliner Hotel, 27. griech. Buchstabe, 28. Wut, Zorn, 30. griech. Hirtengott, 31. Fuldanebenfluß, 33. Strom im W der UdSSR, 35. Voranschlag, 36. Halbton, 37. nord. Hirschart, 38. Operngest. bei Borodin, 39. griech. Göttin, 40. trop. Klettervogel, 42. Landwirtschaftsausstellung in der DDR, 43. Nachlaßempfänger, 45. Havelnebenfluß, 48. reines Warengewicht, 50. Leichtathlet, 52. Oper von Bellini, 54. männl. Vorname, 55. Stadt in den Niederlanden, 56. Sammlg. von Aussprüchen, 58. Schauspieler, 59. Beleidigung, 61. frz. Strom, 62. Staatssprache in Indien, 63. grusin. Dichter des 12. Jh., 64. Entfernungsmesser, 67. das Gebiet um den Südpol, 68. röm. Kaiser, 70. Mutter des Herkules, 71. Ungleichmäßigkeit, 72. kleiner Meereskrebs, 74. Gasgemisch, 75. Schutzverband, 76. griech. Insel, 88. Gemüsepflanze, 89. Erdteil, 95. Planet, 96. ital. Maler des 16./17. Jh., 98. Gattung, 100. Holzstäbchen zum Verschließen der Wurstenden, 102. Stadtteil einer europ. Hauptstadt, 103. Gest. aus „Lohengrin", 105. Nebenfluß von 61. senkr., 107. internat. Schriftstellerorganisation (Abk.), 108. weibl. Vorname, 111. Ausflug zu Pferd, 112. kraterförm. Senke, 113. Wislanebenfluß, 115. Rasse, 116. rumän. Reigentanz, 117. Komponist der DDR, 119. chem. Element, 120. Ausstellg. in Erfurt, 121. Getreidereiniger, 122. Ehemann, 123. Fluß in Peru, 124. Erfrischung, 126. Gerte, 127. Angeh. der ehemals herrschenden Kaste in Peru, 129. Ferment des Wiederkäuermagens, 131. weibl. Vorfahr, 132. Wertloses, 137. Speisepilz, 138. eßbare Meermuschel, 140. Wassersportart, 141. Anlegespiel, 142. Milchgefäß, 143. Preisgrenze, 145. Lärminstrument, 147. mittelalt. Städtebund, 149. rippenartige Aussteifung, 150. Genossenschaft von Werktätigen der UdSSR, 151. Beingelenk, 152. Schreitvogel, 154. schmale Stelle.



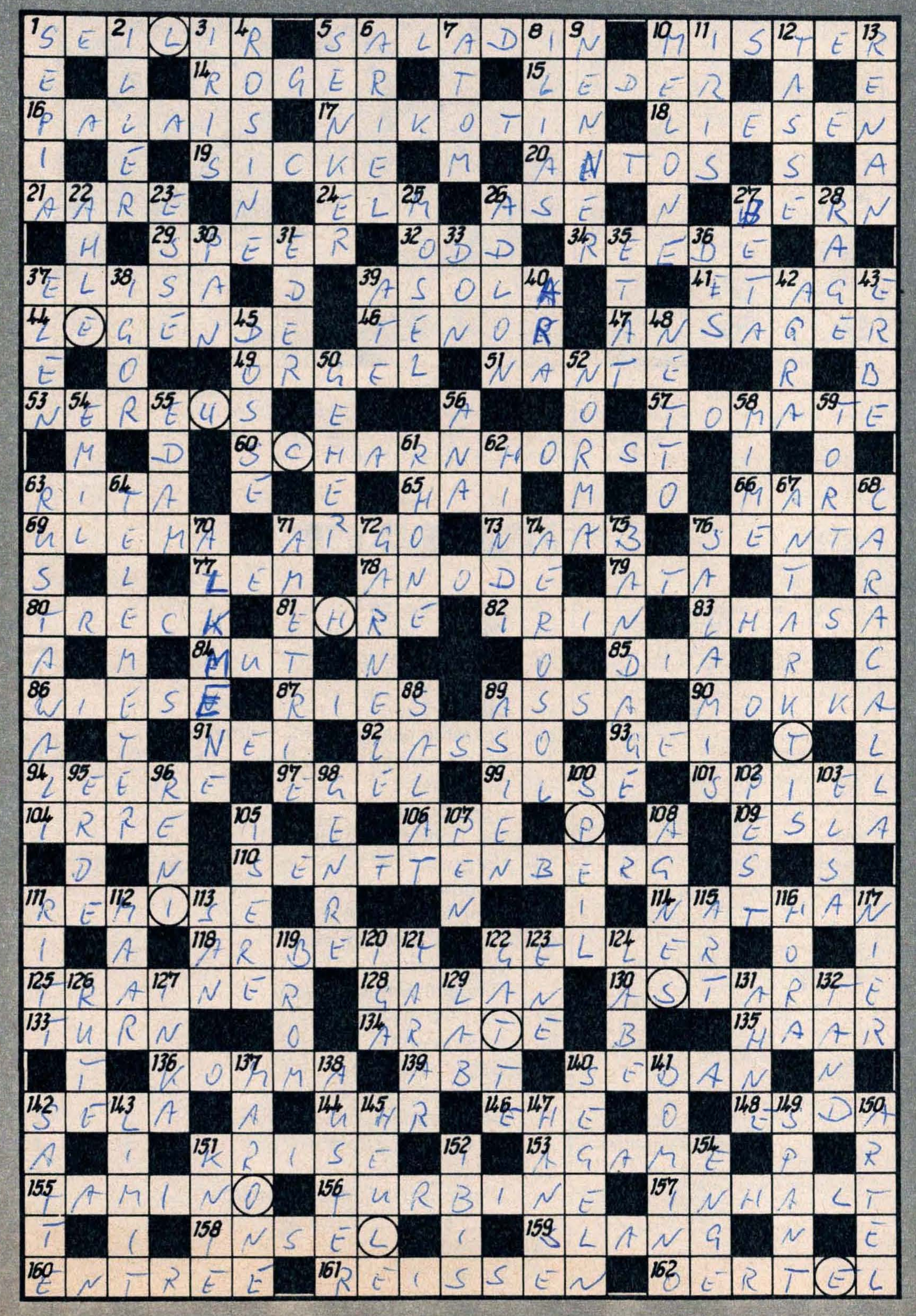
Aus den Buchstaben der Kreisfelder (Reihenfolge waagerecht) ergibt sich eine Signalwaffe. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 10. 01. 1979. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 1/79.

Auflösung aus Nr. 11/78

Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Truppenfahne. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

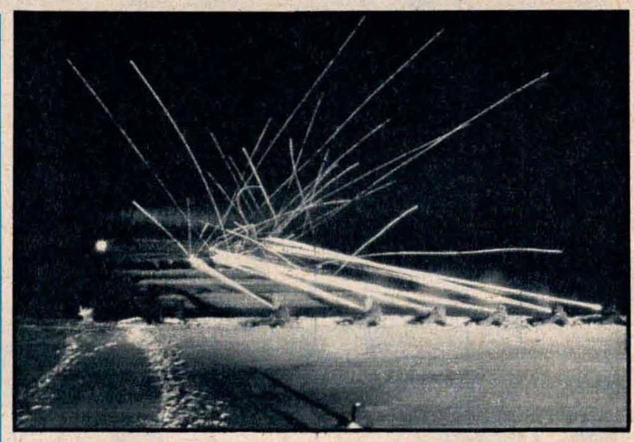
Waagerecht: *1. Schanze, 5. Arosa, 9. Melasse, 13. Nero, 14. Ebro, 15. Amulett, 17. Esino, 18. Renette, 20. Tael, 22. Lura, 23. Elea, 26. Ern, 27. Ali, 28. Reni, 30. Languste, 31. Meteorit, 32. Rendite, 35. Terni, 38. Meit, 39. Orsk, 41. Hegel, 44. Duo, 46. Seine, 48. Ate, 50. Sapporo, 51. Terrine, 52. Lar, 53. Ennis, 56. Eta, 57. Eder, 60. Broiler, 61. Lese, 63. Enak, 66. Gare, 67. Ledermantel, 71. Motel, 73. Atair, 74. Elektrostatik, 75. Stamm, 77. Topas, 79. Beurteilung, 82. Garn, 84. Nuri, 86. DEFA, 88. Materie, 93. Sosa, 95. Los, 97. Deneb, 98. Lei, 100. Amitose, 101. Einfall, 102. Hel, 103. Nadir, 106. Ale, 107. Alaun, 110. Amin, 112. Teer, 114. Steig, 118. Isobare, 120. Attersee, 122. Damokles, 125. Mohn, 126. Rah, 127. Ire, 128. Tara, 129. Laie, 131. Nora, 134. Rolland, 135. Ilona, 137. Parität, 138. Eile, 139. Edda, 140. Arabien, 141. Isere, 142. Lederol.*

Senkrecht: *1. Stapel, 2. Hausen, 3. Niet, 4. Ente, 5. Are, 6. Rosinante, 7. Sensation, 8. Abo, 9. Mora, 10. Lena, 11. Setter, 12. Eremit, 16. Tasse, 19. Ernte, 21. Leere, 22. Limes, 24. Lake, 25. Agon, 28. Rose, 29. Nixe, 33. Eisler, 34. Tresse, 35. Taste, 36. Rappen, 37. Idol, 38. Moor, 40. Kate, 41. Hera, 42. Geiser, 43. Liege, 45. Uran, 47. Ifni, 49. Tete, 54. noir, 55. Ilia, 58. Demontage, 59. Rade, 61. Last, 62. Semiramis, 64. Lederer, 65. Geltung, 68. Enter, 69. Moore, 70. Natal, 72. Lem, 73. Akt, 76. Mira, 78. Opus, 80. Tute, 81. Irre, 83. Afrika, 85. Romane, 86. Drama, 87. Hose, 89. Adonis, 90. Enid, 91. Iberer, 92. Beil, 94. Alleg, 95. Lohn, 96. Sela, 98. Lear, 99. Ines, 104. Anopheles, 105. Italiener, 108. Lato, 109. Uden, 111. Miere, 113. Eeden, 115. Takt, 116. Iser, 117. Osman, 119. Amara, 120. Amarna, 121. Thalia, 123. Lauter, 124. Sattel, 129. Lali, 130. Iden, 132. Opal, 133. Arad, 135. Ili, 136. Ade.*





UNSER TITEL: Kurz vor dem Start einer taktischen Rakete. Das Rampenfahrzeug ist in die Feuerstellung eingefahren, die Rakete gerichtet.



UNSER POSTER: Nachtschießen einer Schützengruppe. Die Geschoßgarben der MPi zaubern bizarre Leuchtreflexe in die Dunkelheit. Die Fotos „schoß" unser Moskauer Korrespondent, Oberst E. A. Udowitschenko.



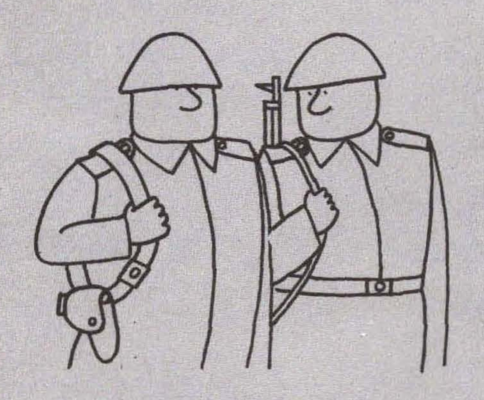
Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau".
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 4300618.
Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Radtschenko und
Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;
Oberst J. Schaulow – Sofia;
Oberstleutnant J. Červeny – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
Preis je Heft sowie Abonnementpreis: 1,– Mark. Erscheinungsweise und Inkassozeitraum: monatlich. Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen.

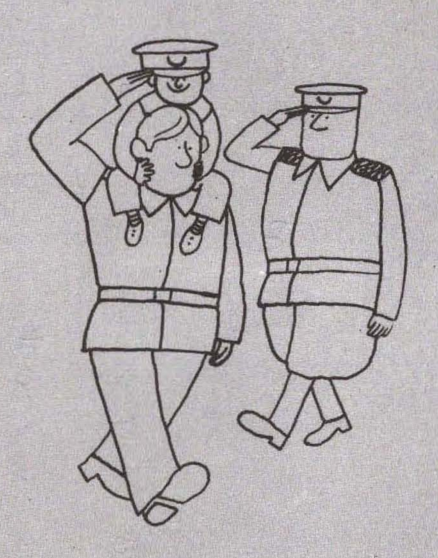
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 104 Berlin, Linienstraße 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann.
Printed in GDR.

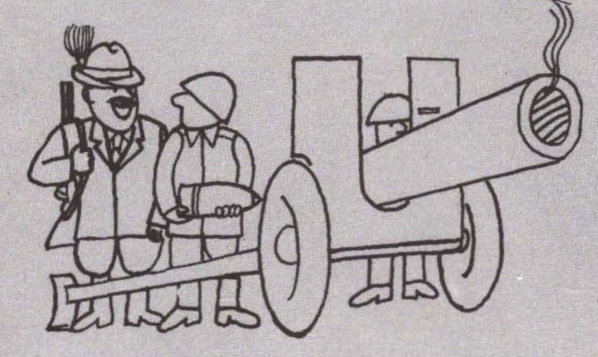
Redaktionsschluß dieses Heftes: 29. 9. 1978

INHALT

Klimpkes Kuriositäten-Kabinett



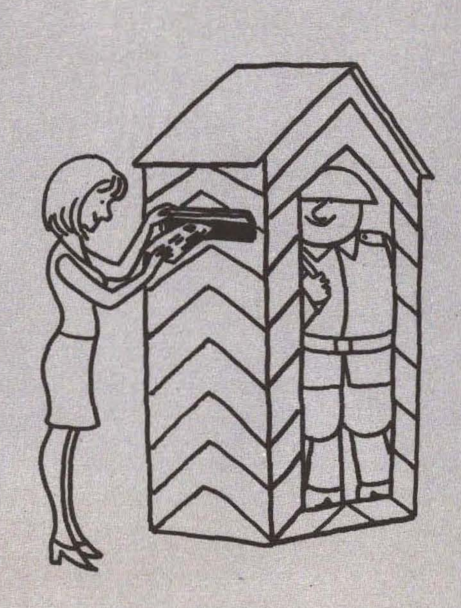


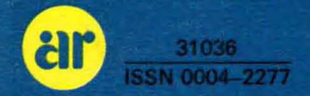


„Na, schon 'was geschossen?"








31036
ISSN 0004-2277

Vera Schneidenbach

Foto: Manfred Uhlenhut